

Äärbsli

Im Buch «Geschichte der Basler Gastronomie» (2005) von Mario Nanni lesen wir, dass *grüeni Äärbsli* erst im 17. Jahrhundert erwähnt werden. Aber *Äärbsli* kommen bereits im frühen Mittelalter vor, denn sie werden in althochdeutschen Texten erwähnt und heissen dort *araweiz*. Das Wort ist sicher entlehnt, man weiss aber nicht genau woher; vielleicht meint es «Hülsenkorn». Die a-Vokale wurden im Lauf der Zeit zu e angehoben, das w wurde zu b. Letzteres geschieht recht oft; z. B. hiess der *Sperber* im Mittelalter *sperwaere*.

Grüne *Äärbsli* werden erst im 16. und 17. Jahrhundert erwähnt, weil man die Erbsen ursprünglich erntete wie bis heute die Linsen. Man liess sie auf dem Acker dürr werden, mähte sie, brachte die dürre Ernte nach Hause und drosch sie dort aus. Linsen erntet man heute natürlich mit Mähdreschern. Die gedroschenen dünnen *Äärbsli* musste man *erläse*, d.h. von Steinchen und anderem Unrat befreien. Noch in meiner Kinderzeit konnte man drohen *däm will i de d Äärbs scho erläse* «dem will ich tüchtig die Meinung sagen».

Dürre Erbsen mahlte man meistens und aus dem Mehl machte man *Äärbsmues*. Das *Fastmis*, *Fasmis*, *Fassmues* «Fastenmus», eine beliebte Fastenspeise, war meistens eine Mischung aus Erbsen und Gerste, konnte aber auch andere Hülsenfrüchte und Getreide enthalten. Eine Surseer Urkunde aus dem Jahr 1405 hält fest, ein Malter *fassmues* enthalte «1 mütt erbsen, 1 mütt bonen – gemeint sind Ackerbohnen –, 1 mütt hirs und ein mütt gersten». *Malter* und *Mütt* bezeichnen Hohlmasse; Getreide und Hülsenfrüchte mass man aus, man wog sie nicht. Unter den Ausgaben des Klosters Muri sind 1528 «50 Mütt Vassmis in die Küche» verrechnet.

Die Brühe, welche beim Kochen von dünnen Erbsen entstand, war in der gehobenen Küche sehr beliebt; man kochte z. B. gern Fisch darin. Im «Buch von guter Speise», das um 1350 geschrieben wurde, lautet ein Rezept für eine Speise aus dünnen Erbsen unter dem Titel «Ein gut gerihtlin» so:

«Nim gesoten erbeiz und slahe sie durch ein sip. slahe als vil eyer dor zu als erwis si. und siudez in butern niht alzu feizt. laz sie kuln. snit si an mursal. Und stecke sie an einen spiz. brat sie wol. und beslahe sie mit eyern und mit krute. gib sie hin. – Nimm gekochte Erbsen und treibe sie durch ein Sieb. Schlage die gleiche Menge Eier dazu. Und siede die Mischung in Butter nicht zu fett. Lass es kühlen. Schneide es in Stücke. Und stecke diese an einen Spiess. Brate es gut. Überziehe die Spiesse mit Eiern und mit Kraut. Gib es zu Tisch.»

Alts Ise

Wer oder was *unger ds alt Ise* oder neuer *zum alten Ise ghöört*, im Hochdeutschen *zum alten Eisen zählt*, ist nicht mehr leistungsfähig oder kann aus Altersgründen nicht mehr gebraucht werden. Was man *i ds alt(e) Ise gheit* oder *tuet*, wirft man als unbrauchbar weg. «Er ghört zum alten Ise», schreibt Otto Sutermeister in den «Schweizerischen Sprichwörtern der Gegenwart» von 1869. «D Purlüt hei no es Wyli di alte Möbel, Trachte, Lieder, Tänz und Brüch in Ehre gha, bis di «modärni Zyt» au dette langsam alles zum alte Ise gheit oder zum Gspött gmacht het», lesen wir in der Zeitschrift «Schwyzerlüt» von 1945/46.

Der Begriff *alt(es) Eisen* ist seit dem 16. Jahrhundert schriftlich belegt, z. B. in der «Reformierten Ordnung des Saltzwesens» von Gmünden von 1563, wo ein Kapitel lautet «alt Eisen betreffend».

Bereits im 17. Jahrhundert taucht der Begriff in übertragener Bedeutung in Redensarten auf. In «Der Deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs» von 1691 lesen wir: «Die Jungfer gehört unter das alte Eisen.» Aber schon 1890 findet man eine solche Ausdrucksweise anstössig, denn eine Schrift aus diesem Jahr behauptet: «Nicht schön und nicht fein ist es, wenn man von einem unverheirathet gebliebenen älteren Mädchen, einer alten Jungfer, sagt, sie gehöre nun zum alten Eisen». In einem Buch von 1710 lesen wir von einer Abhandlung: «Jetzo gehört sie unter das alte Eisen.» Und 1754 schreibt Johann Michael von Loen: «Dergleichen Moden gehören heut zu Tage unter das alte Eisen.» In Carl Marquard Sauer's Roman «Im Blauen Ritter» (1874) behauptet eine Figur: «Ich gehöre zum alten Eisen.»

Die Redensart hat sich bis heute behauptet: «Menschen über 50 gehören nicht zum alten Eisen» titelt der Tages-Anzeiger vom 26.10.2016 und in der «Welt» vom 6.11.2017 lese ich, «wenn man lange vor dem Rentenalter plötzlich zum alten Eisen geworfen wird». Heute reden wir von *Alteisen*, häufiger von *Schrott*. Auch *Schrott* brauchen wir bereits in übertragener Bedeutung. Ich kann salopp sagen *das ist doch Schrott* und meine damit «das ist nichts wert»; was eigentlich seltsam ist, wenn man bedenkt, wie begehrt Schrott als wiederverwendeter Rohstoff ist. In Karl Ove Knausgård's Roman «Sterben» gibt Karl Ove seinem Mitschüler Pål ein Musikstück zu hören: «Aber das ist doch Schrott, Karl Ove», sagte er. «Das ist Schrott, nicht?» Man kann auch *Schrott reden*, *erzählen* oder *labern*, *Schrott hören*, *Schrott sehen* und *Schrott fabrizieren*.

Amadiisli

Sehr oft fragt man mich nach der Herkunft des Wortes *Amadiisli*. Das ist erstaunlich, denn für den Pulswärmer gibt es viele andere Bezeichnungen wie *Ermeli*, *Handeli*, *Mittli*, *Schlipfer*, *Stoss* sowie *Aa-*, *Arm-* oder *Handstössel*. Vielleicht interessieren sich so viele für das Wort *Amadiisli*, weil es so hübsch ist. Es hat auch eine hübsche, d. h. höfische Geschichte.

Entlehnt ist *Amadiisli* aus französisch *amadis*, das seit Ende des 17. Jahrhunderts mit folgender Bedeutung belegt ist: „Ärmel an Hemd, Rock oder anderen Kleidungsstücken, der eng am Arm anliegt, auf dem Handgelenk geknöpft ist, sich nicht bauscht und keine Falten wirft.“

Amadis heisst dieser Ärmel, weil er nach einem vom 16. bis ins 19. Jahrhundert fast europaweit bekannten Helden benannt ist, nach *Amadis de Gaule*. Den Ursprung der *Amadis*-Romane vermutet man in Portugal. Um 1370 soll Vasco de Lobeira von Porto den ersten *Amadis*-Roman geschrieben haben, der als Vorbild diente für den um 1490 vom Spanier Garcia Ordoñez de Montalvo verfassten *Amadis de Gaula*. Von Spanien aus trat dieser mehrbändige romantische Ritterroman seinen Siegeszug durch Europa an. Um 1504 wurde er von Nicolas d'Herberay Des Essarts ins Französische übersetzt. Und 1569 bis 1595 erschienen die 24 Bände der *Hystorien vom Amadis auss Franckreich* auch in deutscher Sprache. Die *Amadis*-Romane beeinflussten den Roman des Barock stark.

Das Nachahmen von Amadis galanter Sprache nannte man im Französischen *amadiser*; wer das tat, war ein *amadiseur*. Noch die Landstörzerin Courasche in Grimmelshausens gleichnamigem Roman von 1670 liest den Amadis, um „die Zeit darin zu vertreiben und Complimenten daraus zu ergreifen“. Und Goethe schreibt 1805 an Schiller über den *Amadis*: „Es ist doch eine Schande, dass man so alt wird, ohne ein so vorzügliches Werk anders als aus dem Munde der Parodisten gekannt zu haben.“ Der berühmteste dieser Parodisten war ohne Zweifel Miguel de Cervantes mit

seinem Roman *Der sinnreiche Junker Don Quichote von La Mancha*, der von 1605 bis 1615 erschien.

Doch zurück zum *Amadiisli*. Der Name des Ärmels kommt nicht direkt aus dem Roman, sondern von der Bühne. Im Jahr 1684 wurde die Oper *Amadis* von Philippe Quinault mit der Musik von Jean-Baptiste Lully an der Académie royale de musique uraufgeführt. In dieser Oper trug die Hauptfigur jene Ärmel, die der Zeichner, Maler, Radierer und Architekt Jean Bérain der Ältere entworfen und *amadis* genannt haben soll. Hauptzweck dieses Ärmels soll es gewesen sein, die zu mageren Arme von Schauspielerinnen zu verbergen. Geblieben ist beim *Amadiisli* nur der vorderste Teil des ursprünglichen *amadis*, der sich eng um das Handgelenk schmiegt. Wenn wir also *Amadiisli* sagen, weht uns aus weiter Ferne ein Hauch aus der galanten Welt des Amadis von Gallien an.

Am(e)lung

In einem Buch aus dem 18. Jahrhundert habe ich von einem Mehl gelesen, das *Amelung* heisst. *Amelung* oder *Amlung* ist in historischen Wörterbüchern nicht einfach zu finden. In den Deutschschweizer Dialekten hiess dieses Produkt meistens *Ammelemääl* oder *Ammermääl*. Was es war, lese ich in den «Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde» von 1775:

«Das Ammelmehl, Amelung oder Amlung, *Amylum*, *Amulum Catonis* et *Amyleum*, wird [...] sonst auch Kraftmehl, Stärk- und Steifemehl, auch sogar weisse Stärke genennet. [...] Das Ammelmehl ist von jeher aus allerhand Weizenarten, vornämlich aber, wie in den Morgenländern, aus einer besonderen Gattung des Sommerweizens gemacht worden, welche ihres feinen weissen und häufigen Kernmehls halber, schon bey den Alten den Namen des Ammelkorns, Emmern oder Emmerkorns und Strärkekorns insbesondere erhalten.»

Amlung, eingedeutscht aus *amylum*, ist also nichts anderes als Emmermehl, das als Stärkemittel verwendet wurde.

Mehr über Wörter und Ausdrücke, die mit der Küche und dem Essen zu tun haben, lesen Sie in meinem Buch «Da hast du den Salat».

antere, verantere

Vor kurzem fragte mich ein Mann aus Riggisberg, ob ich das Wort *verantere* kenne. Da ich es noch nie gehört hatte, griff ich zum «Schweizerischen Idiotikon» und fand es im ersten Band von 1885: *verantere*, *frantere*, auch *uusfrantere* «verhöhnern, verspotten». Es ist eine Ableitung mit der Vorsilbe *ver-* des Verbs *antere*, *antre*, das «spöttisch nachmachen, nachäffen» meint. Ich fragte den Mann, ob er das Wort noch brauche, und er antwortete, als Kind habe er es gebraucht: *Mir hei aube dr Leerer veranteret*.

Das Wort ist alt, wir finden es bereits im Althochdeutschen des frühen Mittelalters als *antarōn* belegt. Im Mittelhochdeutschen des hohen und späten Mittelalters finden wir es z. B. im «Buch der Natur» (1350) von Konrad von Megenberg: «er äntert all ander vogel mit der stimm». In einem Text heisst es über die Gaffer am Leidensweg Christi: «dise spotteten sîn / die andern anterten in». In der frühen Neuzeit ist es in «Die Teutsch spraach» (1561) des Zürchers Josua

Maaler: «Der leüten gebarden andteren / anmassen / nachthun» und «Ein redner anteren / Eim redner geleych thun». In der Schriftsprache scheint das Wort im 17. Jahrhundert zu verschwinden. In einigen Schweizer Mundarten hat es bis vor kurzem überlebt. In der Monatsschrift «Die Schweiz» von 1916 ist es belegt für die Saanenmundart: *verantere* «verspotten», die Frutigaler Autorin Maria Lauber (1891–1973) braucht es: *verantere* «nachäffen», und der Berner Mundartautor Hans Rudolf Balmer schreibt 1961: «Du hesch mi i der Letschi geng öppe ghelkt u *veranteret*.»

Aprikoose und Barile

In den meisten Mundarten der Deutschschweiz sagen wir der *Aprikose Aprikoose* oder *Abrikoose*. Im Kanton Zürich und in Teilen des Kantons Thurgau ist die ältere Bezeichnung für die Frucht jedoch *Barile*. In Teilen der Innerschweiz nennt man sie traditionell *Baringel* oder *Baringeli*. Im Oberwallis heisst sie hingegen *Ämrich* oder *Ämrig* bzw. *Äämbrich* oder *Äämbrig*. Nur vereinzelt belegt ist im St. Gallischen und im Bündnerland *Marile*, *Ammarile* oder *Amrile*. Wer es ganz genau wissen will, findet die Bezeichnungen ortsgenau auf der Karte 162 im 6. Band des «Sprachatlasses der deutschen Schweiz». Wir wissen, dass die Österreicher *Marille* sagen und dass sie gern *Marillenknödel* essen.

Die Bezeichnung *Aprikose*, ein Lehnwort, hat eine lange Geschichte. Ins Deutsche kam sie im 17. Jahrhundert aus frühniederländisch *aprikoos*. Bereits 1672 schreibt Johann Sigismund Elsholtz in seinem Buch «Vom Garten-Baw» von «Aprikosen». Ins Niederländische wurde das Wort aus französisch *abricot* entlehnt. Ins Französische kam es über spanisch *albaricoque* und *albricoque* aus arabisch *al-barqūq*, welches über das Griechische auf lateinisch *praecoquum* zurückgeht, welches von *praecox* «frühreif» abgeleitet ist. Die im 1. Jahrhundert aus China in Italien eingeführte Frucht war der einheimischen *Marille* überlegen und wurde als *persica praecocia* «frühreifer Pfirsich» bezeichnet. Aus der venezianischen Form *baricocolo* entstanden die Mundartformen *Barile* und *Baringel*. Bereits 1541 schreibt der Zürcher Lexikograf Johannes Frisius in seinem «Dictionarium Latinogermanicum»: «Ammarellen oder berilleli; sind kleine goldgäle früezeitige pfersichli.»

Die Bezeichnung *Marille* gelangt im 17. Jahrhundert aus dem Italienischen in die deutsche Sprache. Sie geht zurück auf Lateinisches *Armeniacum pomum* «armenischer Apfel» bzw. *Armeniacum prunum* «armenische Pflaume», das bereits im 17. Jahrhundert als italienisches *armellino* in Wörterbüchern gut belegt ist. *Marille* und verwandtes *Amarille* bzw. *Ämrich*, *Äämrig* ist also ursprünglich eine Herkunftsbezeichnung, welche andeutet, dass die Frucht aus Armenien stammen soll. In einer Quelle von 1639 lesen wir: «Die Frucht so wir Barillen heissen, die werden an anderen orten Teutschenlandts Marillen, Möllelein, S. Johanspfersich genent. Ist seit Mannsgedenken in einer L[öblichen] Eydtgnossschaft mächtig aufkommen.» Hieronymus Bock schreibt von den Möllelein in der «Teutschen Speisskammer» von 1550: «Die Möllelein seind meines erachtens / die besten und anmühtigsten unter [...] allen» Pfirsichen.

bääie

Bääie meint "rösten". Das Wort *bähen* gab es im älteren Hochdeutschen auch, aber heute ist es aus der Schriftsprache verschwunden. Es ist ein altes Wort. Bereits in dem um 1200 entstandenen Roman «Parzival» von Wolfram von Eschenbach heisst es: «er bat in lange sniten bæn – er bat ihn, lange Schnitten zu rösten.» In einigen Deutschschweizer Mundarten sagen ältere Leute heute

noch *bääie* oder *aabääie*. In der Bratpfanne hat meine Mutter früher Brotwürfelchen *aabbäit* für die Suppe oder Brotschnitze für das Vogelheu. Heute sagt man nur noch *rösten*, in der Mundart *rösschte*.

bchalle

Wenn Öl in der Kälte stockte, sagte meine Mutter: *Ds Ööu het bchauuet*. Das «Berndeutsche Wörterbuch» übersetzt das Verb *bchalle* mit «gerinnen, stocken». Es ist ein Wort mit der Vorsilbe *be-*; auch *gchalle* kommt vor. Die Grundform ist also *challe*. Im «Deutschen Wörterbuch» finden wir es unter *kallen* «gerinnen». Josua Maaler schreibt in seinem Wörterbuch von 1561 von *gekallet bluot*. Sogar das Adjektiv *kalig* «fest geworden, geronnen» ist im «Appenzellischen Sprachschatz» von Titus Tobler erwähnt mit dem Beispiel *d'Soppa n ist kalig*.

Laut «Schweizerischem Idiotikon» ist das Wort dem Deutsch des Mittelalters fremd. Hingewiesen wird aber auf altnordisch *kala* «frieren, kalt machen». «An Entstehung aus franz. *cailler* (lat. *coagulare*) ist nicht zu denken», behauptet es. Das überzeugt mich nicht. Lateinisches *coagulare* ist als *gequahlit* ins Altniederfriesische entlehnt worden und kommt als *gequalhit* in den Leipziger Glossen vor. Vielleicht ist es also über das Niederdeutsche doch in unsere Mundarten gekommen.

Bett und Beet

Ich sage in meiner mittelbernischen Landmundart dem Liegemöbel *Bett*. Ich sage aber auch *Bachbett* und *Gaartebett* oder *Gaartebettli*. Meine Frau, eine St. Gallerin, sagt auch *Bett* mit einem geschlosseneren e-Laut, und *Bachbett*, hingegen *Gaartebeet* und *Gaartebeetli*. Auch im Neuhochdeutschen sagt man heute *Gartenbeet*. Woher kommt dieses *Beet*?

Ursprünglich sagte man im ganzen deutschsprachigen Raum *Gartenbett*. In «Sieben Bücher von dem Feldbau», einer deutschen Übersetzung von Charles Estiennes Hausväterbuch aus dem Jahr 1579 heisst es, «die gartenbett soll man mit reisicht (Reisig) bedecken». Im «Erneuerten Pflanzgarten» von 1669 schreibt Daniel Rhagor im Kapitel «Mancherley Namen der Gartenbett»: «Die Gartenbett werden in Teutsch auch Geländer geheissen.» Im «Ungarischen Magazin» von 1782 belehrt uns Karl Gottlieb Windisch: «Allein das Wort Gutsche, für ein Gartenbett genommen, hat gewiss nichts Gemeinschaftliches mit dem Begriffe einer Kutsche, sondern ist unstreitig von der falschen Aussprache des französischen Worts, *Couche*, das ein Gartenbett bedeutet, entstanden.» Noch im 19. Jahrhundert lesen wir vom *Gartenbett*.

Die Lautform *Beet* ist laut dem «Deutschen Wörterbuch» «erst eine erfindung des 17. 18. Jahrhunderts»; Adelung ist der Meinung sie komme aus der niedersächsischen Mundart ins Hochdeutsche. Das etymologische Wörterbuch von Kluge erklärt in der 24. Auflage von 2002, das Wort *Beet* sei ursprünglich identisch mit *Bett*. *Beet* dringe ab dem 16. Jahrhundert aus dem Mitteldeutschen in die hochdeutsche Spchriftsprache, denn im Mitteldeutschen habe der Nominativ und der Akkusativ einen langen Vokal *Beet*, der Genitiv hingegen einen kurzen Vokal *Bett*. Die mitteldeutsche Lautform *Beet* hat in der hochdeutschen Schriftsprache die Bedeutung «bepflanzter Abschnitt» übernommen und dort die alte Form *Bett* verdrängt. Diese Veränderung haben auch einige schweizerdeutsche Mundarten mitgemacht.

Bisch nid ganz Hugo?

In einem Interview vom 14.8.2015 sagte der Basler Fussballer Marco Streller, der eben seine aktive Laufbahn beendet hatte, er sei in den Ferien am Morgen immer noch um sechs Uhr aufgestanden und joggen gegangen. Da habe er sich plötzlich gefragt: «Was machst du da eigentlich? Du gehst joggen in den Ferien, du bist nicht ganz Hugo!» Ich erinnere mich noch gut an die saloppe Redensart *nid ganz Hugo sii* «verwirrt, verrückt, nicht ganz bei Trost sein», die ich in meiner Jugendzeit in Basel in den 1950er und 1960er Jahren oft gehört hatte. Heute begegne ich ihr kaum mehr. Aber sie ist im «Senslerdeutschen Wörterbuch»: *du büsch nid ganz Hugo* «dumm, verrückt» und im «Züri Slängikon» in der Rubrik «spinnst du?»: *Bisch nöd ganz Hugo?*

Wir finden die Redensart auch in der Presse und in Internetforen. Am 18.12.2012 schreibt die «Solothurner Zeitung»: ««Er ist nicht ganz Hugo», das ist bekanntlich keine schmeichelhafte Umschreibung für einen Zeitgenossen.» In der Mundartkolumne «Ds verwunschene Chnöi» im «Bund» vom 12.8.2016 erzählt Renée Maria Bellafante, sie schau in die Wolken und trinke einen Hugo aus Prosecco und Holunderblütensirup. Dann falle ihr, obwohl sie «nümm ganz Hugo» sei, eine Geschichte ein. Auf der Internet-Plattform «rund-ums-baby.de» schreibt eine Userin am 19.7.2012, sie finde Hugo keinen guten Namen für einen Knaben, denn ««nicht ganz Hugo sein» bedeutet hier, nicht ganz gescheit zu sein». Sogar in der Ausgabe 1/2008 der «KCO News» des Kanuclubs Obwalden finden wir die Aussage: «Also die Frau Meier isch ja nid ganz Hugo!»

Für die Frage *bisch nid ganz Hugo* gibt es in unseren Mundarten viele Alternativen: *bisch nid ganz bache*, *bisch nid ganz bi Trooscht*, *bisch nid ganz dicht*, *bisch nid ganz gsund*, *bisch nid ganz gschiid*, *bisch nid ganz hundred*. Vielleicht ist *bisch nid ganz Hugo* eine Spielform von *bisch nid ganz hundred*, das im «Variantenwörterbuch des Deutschen» als Helvetismus gilt. Doch *Hugo*-Redensarten gibt es auch im österreichischen Deutsch in etwas anderer Verwendung. *Das ist für den Hugo* meint hier «das ist vergebens, das nützt nichts». Im Film «Muttertag – Die härtere Komödie» von 1993 sagt der Sohn zur Mutter: «Der Muttertag is eh für'n Hugo, bitte.» Man kann im österreichischen Deutsch auch *zum Hugo werden* «nicht mehr ein und aus wissen». Das «Wiener Dialektlexikon» behauptet, *Hugo* in dieser Verwendung sei eine Umkehrung von französisch *haut-goût*, das den süsslichen, strengen Geruch von abgehangenem Wildfleisch bezeichnet, im Französischen im übertragenen Sinn aber auch «anrühig» meint. In diesem Kontext betrachtet, könnte unsere Redensart *bisch nid ganz Hugo* meinen «bist du nicht ganz abgehangen» und damit eine ähnliche Bedeutung haben wie *bisch nid ganz bache*, denn beides meint ja «nicht ganz zum Verzehr geeignet». Leider lässt sich das nur vermuten, denn für diesen Zusammenhang gibt es überhaupt keine Belege. Doch scheint es mir plausibler *Hugo* mit französisch *haut-goût* in Verbindung zu bringen und nicht mit dem Vornamen Hugo, mit dem sich keine vernünftige Erklärung verknüpfen lässt.

Eindeutig der Vorname *Hugo* ist jedoch in der deutschen Redensart *das walte Hugo* «(ironisch für) da sei Gott vor, das steht fest, darauf kannst du dich verlassen» gemeint. *Det walte Hugo* kam im Berlin der 1920er Jahre auf und bezog sich auf Hugo Stinnes. Hugo Stinnes (1870–1924) leitete nach dem Ersten Weltkrieg ein Imperium aus Industrie- und Handelbetrieben; in seinem Todesjahr war er an 4554 Unternehmen beteiligt. Zu Beginn der 1920er Jahre sass er auch für die Deutsche Volkspartei im Reichstag. In der 1925 erschienenen Novelle «Kobes» setzte sich Heinrich Mann kritisch mit ihm auseinander; im selben Jahr erschien «Kaufmann aus Mühlheim», ein Hugo-Stinnes-Roman von Nathanael Jünger, der eigentlich Johann Rump hiess. Laut dem «Spiegel» von 1971 ist *das walte Hugo* ein Firmenspruch, den Hugo Stinnes von seinem Vater Hermann Hugo Stinnes geerbt haben soll.

Ds Blaau vom Himel

Im «Zürichdeutschen Wörterbuch» finden wir die Redensart *s Blau vom Himel obenabe verspräche* «viel oder zu viel versprechen» und im «Brienzerdeutschen Wörterbuch» *ds Blaawwa vom Himel abbha verschprächen* «alles Unmögliche versprechen». Im «Rheinischen Wörterbuch» lesen wir *De lüg* oder *schwätz et Bloue vam Hemmel eraf* oder *eronner*. Das Duden-Buch «Redewendungen» führt sogar drei Redensarten auf mit dem Ausdruck *das Blaue vom Himmel*, nämlich *das Blaue vom Himmel herunter versprechen* «ohne Hemmungen Unmögliches versprechen», *das Blaue vom Himmel herunterlügen* «ohne Hemmungen lügen» und *das Blaue vom Himmel herunterreden* «pausenlos (von Nebensächlichkeiten) reden».

In den ältesten Belegen, die mir vorliegen, ist *das Blaue vom Himmel* mit *studieren* oder *lernen* gepaart, z. B. in John Owens «Teutschredendem Owenus» von 1653 «der das Blawe vom Himmel studieret». In Antoine Oudins «Neu- und ausführlichem Dictionarium von dreyen Sprachen» von 1674 ist *das Blawe vom Himmel studieren* auf Französisch übersetzt mit «*étudier trop ardemment, se rompre la teste à étudier* – zu fleissig studieren, sich beim Studieren den Kopf zerbrechen». Auch *das Blaue vom Himmel kriegen* ist bereits im 18. Jahrhundert belegt, z. B. im «Neuen Teutschen und Französischen Wörterbuch» von 1786: *du wirst das Blaue vom Himmel kriegen* «tu en auras un zest – du wirst ein Nichts, etwas Wertloses kriegen».

Wie wir sehen, lässt sich *das Blaue vom Himmel (herunter)* mit *studieren* oder *lernen*, *kriegen*, *versprechen*, *lügen* und *schwätzen* verbinden. Immer meint es, was man tut, ohne Hemmungen, auf übertriebene Weise tun oder etwas Wertloses kriegen, denn das Blaue vom Himmel lässt sich ja nicht fassen. Wenn Lutz Röhrich im «Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten» nur die Redewendung *das Blaue vom Himmel herunterlügen* erwähnt und dabei Blau als traditionelle Farbe der Lüge interpretiert, greift er meines Erachtens zu kurz. Er beachtet nicht, dass sich der Ausdruck *das Blaue vom Himmel (herunter)* mit verschiedenen Verben verbinden lässt und einfach etwas bezeichnet, das man nicht herbeireden, versprechen, fassen oder haben kann.

boghälsele

Wurde ich als Kind zurechtgewiesen und wollte die Zurechtweisung nicht annehmen, sondern trotzte und warf den Kopf auf, konnte man mir sagen: *Muesch nid no wölle boghälsele*. Das Verb *boghälsele* «trotzen, den Kopf aufwerfen» höre ich heute nicht mehr. Im «Idiotikon» finde ich es nicht; es müsste im zweiten Band von 1885 unter den von *Hals* abgeleiteten Wörtern stehen. Belegt ist es nur im «Berndeutschen Wörterbuch»: *boghäls(e)le* «den Nacken steif machen, sich wichtigmachen, trotzen» neben *boghälsig*, *boghälseelig* «steifnackig, stolz, hochgemut, trotzig». Es fehlt in «Bödelitüütsch», im «Brienzerdeutschen Wörterbuch», im «Simmentaler Wortschatz» und in anderen regionalen Wörterbüchern. Im Hochdeutschen existiert kein vergleichbares Wort. Das Verb ist vielleicht jung und existierte nur in einem kleinen Gebiet des Mittelbernischen.

Der früheste literarische Beleg, den ich im Internet finde, betrifft nicht das Verb *boghälsele*, sondern das Adjektiv *boghälsig*. Der Emmentaler Autor Simon Gfeller braucht es im Roman «Heimisbach» von 1910. Dort sagt Annemareili zum Lehrer: «So, du Erzslingel, isch das der Dank derfür, dass i der ha ghulfe 's Hüehndscheli ytue! Aber es wird jetz im Sädel sy, süsch tätisch minger boghälsele chräje.» *Boghälsele* meint hier «stolz». Gfeller benützt *boghälsig* in drei verschiedenen Texten. Auch der in Ittigen tätige Autor Hans Zulliger (1893-1965) verwendet

das Adjektiv mehrmals. In seinem Tagebuch schreibt Gfeller: «Wo die Schriftsprache Unvorstellbares, Verallgemeinertes setzt, z. B. stolz, bleibt die Mundart beim vorstellbaren charakteristischen Einzelbeispiel: boghälsig.»

Der älteste Beleg für das Verb *boghälsele* steht im schweizerischen Jahrbuch «Die Ernte» von 1936. Das Wort richtet sich an Pferde, die nicht so wollen wie der Fuhrmann: «He da, Ludi, was söll das sy! I will der öppe de boghälsele! U du, Fanny, was hesch z'range?»

Der Emmentaler Hermann Hutmacher braucht das Wort im Roman «Peter, der Einschlagbauer» von 1940 in einer Mahnung an einen Jungen, der sich in einem Handel aufspielen will: «Drum tue nid z'gly afah boghälsele. Wart afen u lueg, wie alls en Ustrag wöll näh.»

Im Buch «Göttiwyl, vo mene Dörfli u sine Lüt» von 1941 schreibt der Emmentaler Mundartautor Karl Grunder: «Lueget, wi Mühli Gödu der Gring ufhet u boghälselet! Dä hagus Grossmelk meint allwäg scho, er heig is im Sack. Aber dä söll si de öppe nid z'fascht uufila, süsch wei mer ne de zuehebinge, dass er weiss, wo-n-er si Schnögge ha söll.» Klar ist, dass sich Mühli Gödu hier spreizt. Und den metaphorisch gebrauchten Ausdruck «süsch wei mer ne de zuehebinge» braucht man normalerweise für ein widerspenstiges Zugtier. Grunder braucht das Wort in drei verschiedenen Texten.

In der «Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde» von 1950 lese ich über Pfarrer Desgouttes, der in der Würzbrunnenkirche als Chorrichter amtierte: «Wär sech vor Chorgricht duckt het und reumüetig gsi isch, dä het chönne mit ere milde Straf rächne. Wär aber boghälselet het, dä het de gly einisch z'merken übercho, dass der Desgouttes o ne guete Landvogt abgäh hätti.» *Boghälselet* meint hier «getrotzt, den Kopf aufgeworfen».

Der Bolliger Ernst Balzli (1902–1959) schrieb in einer Mundartgeschichte: «Am meischte het der Röbi boghälselet. Er wöll no nid i ds Bett, het er gsürmet; er wöll warte bis der Vatti hei chöm.» *Boghälselet* meint hier «sich widersetzt, gewehrt».

Paul Eggenberg aus Heiligenschwendi braucht das Wort im Sinn von «trotzen, sich widersetzen» in «Dür die anderi Brülle» von 1964: «Als junge Galööri het er das öppe no gmacht, het boghälselet, bis der Chlapf isch sicher gsi.»

Alle knapp zwanzig Belege, die mir aus den Jahren 1910 bis 1999 vorliegen, deuten darauf hin, dass *boghälsig* bzw. *boghälsele* vor allem im Emmental und etwas über seine Grenzen hinaus (Bolligen, Heiligenschwendi) verwendet wurde. Mehr lässt sich über das schöne, anschauliche Wort, das vielleicht ursprünglich störrischen Pferden galt, welche den Kopf aufwarfen, und von da auf den Menschen übertragen wurde, aufgrund meiner Belege nicht sagen. Nach mündlicher Auskunft der Emmentalerin Marianne Wittenbach (2017) straffte man früher die Zügel, damit die Pferde *boghälsele*, d. h. die Häse schön krümmen.

Boone

Die Buschbohnernte in meinem Garten ist zu Ende. Sie war reich in diesem Jahr und zwar so, wie man sie sich von guten Buschbohnen wünscht: nicht alles auf einmal, sondern nach und nach. Diejenigen, welche die Bauern auf dem Acker mit der Maschine ernten – verglichen mit richtigen Gartenbuschbohnen, nur jämmerliche Kümmerlinge –, müssen ja alle auf einmal reif sein. Und

leider schlägt dieses «alles auf einmal» bereits auf schlechte Gartenbohnen durch. Deshalb achte ich stets auf gute alte Sorgen, die wissen, was sich gehört.

In meinem Landberndeutsch sind die Buschbohnen *Grüpli*, weil sie *grupe* «kauern», im Gegensatz zu den *Schtangeboone*, die stehen. Meine Frau, eine St. Gallerin, sagt ihnen *Höckerli*; bei ihr hocken sie. Im Aargauischen nennt man sie auch *Rütscherli*, weil sie sozusagen den Boden entlang rutschen. So bezeichnet sie auch ein Basler Kochbuch aus dem Jahr 1893: «Rütscherlen, weisse Böhnlein.»

Wissen muss man, dass in Europa bis in die frühe Neuzeit nur die Ackerbohne bekannt war. Man liess sie auf dem Acker dürr werden, mähte sie, drosch sie aus und lagerte die dürren Bohnensamen. Deshalb konnte man jemanden, der bei einer Tätigkeit ein Ziel verfehlte, ausspötteln und sagen: *Du mäisch näbe d Boone*. In den älteren Mundarten war das Wort *Boone* viel präsenter als heute. Kam jemand ungelegen, konnte man sagen: *Er chunt eim wi dr Hagu i d Boone*. Ein Zerstreuter oder Geistesabwesender war *i de Boone*. *Däm wiu i d Boone stecke*, meinte «dem will ich die Meinung sagen, ich will ihn zurechtweisen». Wer grosse Tränen weint, *grännet Trääne wi Boone*. *E Boone, e Boone grooss* war auch ein kleines Mass: *Nimm e chli Anke, öppe win e Boone*. Bereits 1554 lesen wir den Ausdruck «Saffran zweier bonen gross».

Sehr oft brauchte man den Ausdruck *e ke Boone* für «nichts»: Wer von einer Sache nichts versteht, *verschteit vo däm e ke Boone*. Jemand konnte *e ke Boone wärt* sein. In einer Quelle aus dem Jahr 1676 lesen wir: «Der alt Rüg und der Sohne sind nit wärt einer Bohne.» Im Wallis sagte man für «nichts» auch *kei blaawi Boone*: *Schi heint nit fer e blaawi Boonen im Huus* «sie sind blutarm». Wollte einem jemand etwas Wertloses andrehen, lehnte man ab mit der Bemerkung: *I gibe dr e ke Boone derfüür*. Vielleicht hängen diese Ausdrücke auch damit zusammen, dass Bauern, die auf dem Feld oder im Wald arbeiteten, als kleine Zwischenverpflegung oft eine Handvoll gekochte Bohnen in den Hosensack steckten. Wer arm war, hatte manchmal nicht mehr als das.

Von Tieren, die ihren Kot in bohnen grossen Kötteln fallen lassen, sagte man, *si tüe böönele*; Ziegenköttel sind *Geissebööneli*. In übertragener Bedeutung sagte man von jemandem, der eine unbedeutende Arbeit langsam und ohne Erfolg erledigt, *er böönelet*. Ein langsamer, behutsamer Mensch oder ein Knauser, der Geld nur in kleinen Münzen hervorzählte, war *e Bööneler*.

Brawänder und Züriböck

Der aus Winterthur stammende Carl Biedermann (1824–1894), der in Wil auf dem Rafzerfeld ein Spezereigeschäft betrieb sowie Strohüte herstellte und exportierte, war einer der bedeutendsten und interessantesten Mundartschriftsteller des 19. Jahrhunderts. Seine Erzählungen «Us Stadt und Land», kräftige Schilderungen des damaligen Dorf- und Stadtlebens, füllen drei Bände von je über dreihundert Seiten. In diesen Geschichten spielt Geld, wie im wahren Leben auch, eine wichtige Rolle. So prahlt in der Erzählung «De Jokey Rychli» der Schulmeister: «Was wettischt, i ha meh Brawänder im Sack, als du Züriböck.»

Der *Brawänder*, *Brawander*, *Brabänter* oder *Brabanter* war der Brabantertaler. So nannte man in der Schweiz den sogenannten Kronentaler, die 1755 eingeführte Talermünze der Österreichischen Niederlande mit vier, seit Joseph II. drei Kronen (die österreichische, ungarische und böhmische) in den Winkeln eines Andreaskreuzes. Diese Kronentaler waren auch in Deutschland und in der

Schweiz bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ein beliebtes Zahlungsmittel. Das Gebiet der österreichischen Niederlande umfasste etwa das Gebiet der heutigen Staaten Belgien und Luxemburg. Knapp ein Viertel dieses Gebietes war das Herzogtum Brabant, daher der Name Brabantertaler. Man kann diese Münze mit dem heutigen Fünfliber vergleichen; sie wurde, wie dieser, oft auf einem Patenkuchen verschenkt. Joseph Joachim erzählt 1885: «Der Götti het ne prächtige Taufchueche mitbrocht und ne funkelneue Brabänter drin.»

Ein *Bock* war eine Silbermünze von vier Batzen oder zehn Schilling. Das entsprach einem Viertel Zürichgulden. Man nannte ihn auch *Vierbätzner*. Es gab *Züriböck*, *Gallerböck* und andere. Der Toggenburger Ulrich Brägger schrieb in seiner Lebensgeschichte: «Dass er um einen Galler Bock einem Esel nur kein gutes Wort geben mag.» In den «Frühlings-Blättern» von 1852 lesen wir: «Die Züriböcke werden alle umgeschlagen (d. h. in neues Geld umgeprägt); doch ob man die Einen umschlage, die Andern erschlug – es gibt der Böcke in Zürich noch heutzutage genug.»

chäch, chech

Kürzlich fragte mich eine Frau aus dem Rheintal, woher das Wort *chech* bzw. *chäch* komme. Im Rheintal bezeichne man damit einen Menschen, der fest oder feiss sei, aber auch ein Schwein oder eine Kuh von gleicher Postur.

Chäch, *chech* ist die Mundartform des hochdeutschen Wortes *keck*, älter *queck* mit der Hauptbedeutung «lebendig, lebenskräftig, lebhaft». Es ist ein Erbwort, d. h. es ist aus dem Germanischen ins Deutsche gekommen, deshalb finden wir es auch in anderen germanischen Sprachen, z. B. englisch *quick* und schwedisch *kvick*. *Quecksilber* wurde so benannt, weil es wie Silber aussieht, aber lebendig ist, beim Aufschlag in kleine, sehr bewegliche Tröpfchen zerfällt. Es ist eine Lehnübersetzung aus lateinisch *argentum vīvum*.

Chäch, *chech*, das in vielen Mundarten vorkommt, war einst ein sehr beliebtes Wort. Es hat eine ganze Reihe von Bedeutungen. Oft meint es «lebenskräftig, lebensfrisch, rüstig». *Dä Maa isch o nümm grad dr Chächscht* meint, er sei nicht mehr der Rüstigste oder Kräftigste. Gotthelf schreibt von einem Bauern: «Auch getraute er sich nicht recht, Land zu kaufen, da er nicht just der Chächste war, für sich allein ein Bauerngeschäft in dieser Wildnis einzurichten.»

Die Bedeutung «lebenskräftig» verallgemeinerte sich zu «kräftig»: *chäch schaffe* «kräftig, angestrengt arbeiten», *chäch ässe* «kräftig, wacker essen», *we d nid ufhörsch, überchunsch e Chäche* «einen kräftigen Schlag».

Auf das Aussehen von Tieren und Menschen bezogen, meinte *chäch* «kräftig bzw. derb und stramm gebaut»: *e chäche Puursch* oder *es chächs, schööns Wibervouch* bzw. *es chächs Chalb*. Auf Material bezogen, meinte *chäch* «kräftig, fest, hart»: Im 16. Jahrhundert schreibt einer, «guet und kekh holz ze buwen», und ein anderer von einer Amme: «Es sollen der Säugammen brüst keck und voll sein.» Ein Dritter meinte: «Die Eichelmast macht einen kecken Speck, die Bücheln (Bucheckern) einen lucken Speck.» Auch ein plattgedrückter oder hartgewalzter Boden konnte *chäch* sein. Ein Bündner schreibt im Jahr 1781 über Magerwiesen, sie seien «lauter Schneelauinenzüge, von den darüber hinabfahrenden Schnee und Steinen so keck wie Blei geschlagen».

Schliesslich konnte *chäch* auch «straff oder knapp» meinen: *S Wöschsääli ischt chech gspannet*, sagt eine Appenzellerin, eine andere *s Gare ischt chech gwunde*.

Das Wort war so weit verbreitet und so allgemein im Gebrauch, dass es sogar die Familiennamen *Kech* und *Käch* gibt.

D Chatz im Sack chouffe

Bereits Titus Tobler schrieb in seinem «Appenzellischen Sprachschatz» von 1837 unter dem Stichwort *Chatz*: *ke Chatz im Sack chaufa* «nichts kaufen, das man nicht sieht». Auch im Buch «99 x Züritütsch» von Jacques M. Bächtold lesen wir: *Weer si wott in es Gschäft ylaa, überläit si d Sach, er chaufft nüd geern d Chatz im Sack.*» Bis heute ist die Redensart in vielen Mundarten, aber auch im Hochdeutschen bekannt. Das Duden-Buch «Redewendungen» von 2002 erklärt *die Katze im Sack kaufen* mit «etwas ungeprüft übernehmen, kaufen (und dabei übervorteilt werden)».

Die ältere, bereits im Mittelalter gebrauchte Form der Redensart lautet *etwas im Sack kaufen* «etwas ungeprüft kaufen». Der fahrende Dichter Freidank schrieb im 13. Jahrhundert, wer immer «in dem sacke kouffet», der habe oft Ursache, sich zu beklagen. Auch der Reformator Martin Luther brauchte diese alte Form wiederholt, so z. B. in der Schrift «Von der Winckelmesse und Pfaffen Weyhe» von 1534: «So kann er dem Pfaffen ins Hertz nicht sehen / was da für ein Glaube sey / und mus also im sack keuffen.»

Im Jahr 1510 erschien in Strassburg die Schwanksammlung «Ein kurtzweilig lesen von Dil Ulenspiegel», in der ein Schwank erzählt, wie einer ein Kaninchen in einem Sack kauft, das sich dann, als er den Sack öffnet, als Katze entpuppt. Ob die im 17. Jahrhundert in der deutschen Sprache auftauchende Redensart *die Katze im Sack kaufen* direkt mit diesem Schwank zu tun hat, ist ungewiss, denn ein frühes Beispiel dieser Redensart steht im «Beutelschneider» von 1676, der deutschen Übersetzung der «Histoire generale des larrons» (1631) von François de Calvi. Dort lesen wir: «Der Weinschenck antwortet / er wäre nit gewohnet / die Katz im Sack zu kauffen / solten ihm derentwegen die Wahr (Ware) zeigen.» Im französischen Original steht für *die Katze im Sack* der Ausdruck *chat en poche*. Die Redensart *acheter chat en poche* «die Katze im Sack kaufen» bzw. *vendre chat en poche* «die Katze im Sack verkaufen» ist seit dem 16. Jahrhundert belegt, denn in der «Histoire de Nostre Temps» von 1552 braucht Guillaume Paradin «acheter chat en poche». Auch Michel de Montaigne schreibt in seinen «Essais» von 1580: «Vous n'achetez pas un chat en poche.» Aufgrund dieser Beleglage bin ich eher geneigt anzunehmen, dass deutsches *die Katze im Sack kaufen* aus französischem *acheter chat en poche* entlehnt ist.

Mit dr grosse Chellen aarichte

Im dreibändigen Wörterbuch «Die deutsche Sprache» (2014) von Duden und im «Variantenwörterbuch des Deutschen» von 2004 gilt die Redensart *mit der grossen Kelle anrichten* «grosszügig sein, nicht sparsam wirtschaften» als Helvetismus. Der älteste Beleg, der mir vorliegt, stammt aus dem Buch «Wahrheit und Dichtung: Sammlung Schweizerischer Sprichwörter» (1824) von Melchior Kirchhofer, der Pfarrer in Stein am Rhein war: *man muss nicht mit der grossen Kelle anrichten*. Der Philologe Karl Simrock hat sie 1846 in identischer Form in seine Sammlung «Deutsche Sprichwörter» aufgenommen. Im dritten Band des

«Schweizerdeutschen Wörterbuchs» von 1885 ist *mit em groosse Chelle aarichte* oder *mit de groosse Chelle aarichte* «reichlich geben, verschwenderisch haushalten», je nachdem das Gerät männliches oder weibliches Geschlecht hat, belegt für Basel, Bern Schaffhausen, Thurgau und Zürich. Aber auch hier sind keine älteren Belege verzeichnet, obwohl das Wort *Kelle* seit Beginn des 17. Jahrhunderts in Quellen vorkommt.

Auch in vielen Mundartwörterbüchern kommt die Redensart vor, so im «Berndeutschen Wörterbuch» *mit der grosse Chelle aarichte* «verschwenderisch haushalten», im «Zürichdeutschen Wörterbuch» *mit de groosse Chelen aarichte* «verschwenderisch sein», im «Schaffhauser Mundartwörterbuch» *mit em groosse Chelle aarichte* «verschwenden».

An aktuellen Beispielen fehlt es nicht: der «Berner Oberländer» behauptet am 3.8.2013: «Um die erwartete Viertelmillion Schwingfestbesucher bei Laune zu halten, müssen die Schwingfestmacher mit der grossen Kelle anrichten.» Am 18.7.2016 berichtet «Cash»: «Ein Branchenexperte sieht Nestlé in Zukunft mit der grossen Kelle anrichten.» Und auf «heiraten.ch» chattet ein User am 26.9.2012: «Muess gar nöd immer mit de grosse Chelle agrichtet sii.»

Viel älter als *mit der grossen Kelle anrichten* ist *mit dem grossen Löffel anrichten*, denn *grosser Löffel* ist die ältere Bezeichnung für *Kelle*. Der älteste mir vorliegende Beleg stammt aus einem Fastnachtsspiel aus dem Jahr 1551 von Hans Sachs: «Du most vil genewer hauss-halten / Mit dem grosn loffel nit richten ahn.» In seinem Buch «Mannhaffter Kunst-Spiegel» von 1663 erläutert der Architekt und Mathematiker Joseph Furttentbach, dass man gegen die Gewalt der Meereswellen «von den allergrösten stärckesten Quatterstucken ein Molo (Mole), oder mächtigen Tham (Damm) / in die tieffe des Meers hinein» setzen, eben «nach dem alten Sprichwort / mit dem grossen Löffel anrichten» müsse. Diese Redensart finden wir ebenfalls im dritten Band des «Schweizerdeutschen Wörterbuchs»: *mit em groosse Löffel aarichte* «grosstun, verschwenden» mit Belegen aus Schaffhausen und Thurgau. Neuster Beleg ist ein Leserkommentar zu einem Artikel der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 19.5.2016: «Naturschutz in Ehren. Aber in der kleinen Schweiz kann man nicht mit dem «grossen Löffel» anrichten!»

Häufig liest man jedoch im alten Schrifttum *mit dem grossen Löffel essen* bzw. *mit dem grossen Löffel aufschöpfen* oder *ausschöpfen*. Der Reformator Johannes Matthesius warnt in seinem «Syrach» von 1588: «Derhalben sey züchtig und messig / ja gewehne dich nicht / und lass dich auch nicht gelüsten mit grossen Herrn / oder mit dem grossen Löffel zu essen.» Georg Khuen schreibt in seiner «Christlichen und ainfeltigen erklerung Des Heyligen Evangely Johannis» von 1572, dass viele, die bei den Türken gefangen sassen und nach Brot und einer dünnen Suppe lechzten, früher auf Schlössern mit Reichtum geprunkt und «tapffer mit dem grossen löffel» hätten «auf schöpfen lassen». In der «Memminger Chronik» von 1660 berichtet der Arzt Christoph Schorer, im Jahr 1490 sei eine grosse Hungersnot gewesen. Am Freitag nach Martini habe man angefangen, den Hungernden Habermus zu geben, und zwar «einem jeden Menschen / der es begehrte / einen grossen Löffel voll / welcher insonderheit darzu gemachet ward (daher gewiss noch das Sprichwort rühret / dass wann einer Gast isset / man sagt: Er esse mit dem grossen Löffel)».

Der Redensart *mit der grossen Kelle schöpfen* begegnen wir auch in neusten Zeiten. Im Artikel «Zum Tabakmonopol» in der «Gewerkschaftlichen Rundschau für die Schweiz» vom April 1914 lesen wir: «Leider muss angenommen werden, dass man auch hier auf der einen Seite mit der grossen Kelle schöpfen wird, so dass für die Arbeiter höchstens ein Almosen übrigbleiben

dürfte.» Und im Protokoll der Landratssitzung des Kantons Basel-Landschaft vom 30.11.2000 wird Regierungsrat Peter Schmid zitiert mit den Worten: «Die Stadt Liestal könne begreiflicherweise nicht mit der grossen Kelle schöpfen.»

Die Beispiele zeigen, dass die Redensarten *mit der grossen Kelle anrichten*, *mit dem grossen Löffel anrichten*, *mit dem grossen Löffel essen*, *mit dem grossen Löffel auf-* oder *ausschöpfen* zuerst von der Vorstellung der reichlichen oder gar verschwenderischen Zuteilung oder Einnahme von Essen ausgehen. In der Folge verlieren sie die enge Bindung an das Essen und können ganz allgemein im Sinne von «verschwenderisch sein» verwendet werden.

Erwähnt sei hier noch, dass man streitende Eheleute oder Amtsgenossen in Gewahrsam zu nehmen pflegte und ihnen nur einen Löffel und eine Schüssel zum Essen gab, damit sie wieder lernen sollten, miteinander auszukommen. In einer Breisacher Quelle von 1610 mahnt man zwei Münsterwächter, entweder legten sie ihren Streit bei oder «man werdt sye sonst bede in das goldschmiedsloch zusammen sezen und ein leffel geben, biß sye eins werden». Laut einer Berner Quelle von 1630 sind zwei Eheleute «zusamen ynglegt worden zu eim löffel und schüsslen» und 1660 berichtet die Memminger Chronik, man habe «2 ehleuth, so uebel mit einander gelebt, in das blockhauss gethan und mit einem loeffel essen lassen».

Chifu

Heute, am 18. Mai, habe ich neue *Chifu* gesetzt. Eigentlich setzte ich die sonst nicht, sondern säe sie mit dem nötigen Abstand Samen für Samen. Aber dieses Jahr haben mir die Spatzen von den jungen Schösslingen alle Blätter abgepickt. Ich will ja nicht über die Spatzen klagen, lasse sie auch unter den Ziegeln brüten, denn man muss ja bald froh sein, wenn es noch welche hat. Aber dieses Jahr haben sie es arg getrieben. Dann *mudere* die abgefressenen Schösslinge, und man weiss nicht, kommen sie noch oder nicht mehr. Heute ging ich kurz entschlossen in die Landi, besorgte mir Setzlinge, riss die alten *Mudericheibe* aus und pflanzte die neuen.

In Schaffhausen versteht man mich nicht, wenn ich *Chifu* will. Hier sagt man *Chefe* oder *Schefe*. Überhaupt ist das so eine Sache mit der Bezeichnung dieses Gemüses. Die Basler und Baselbieter sagen *Mues* oder *Süessmues*, weil man das süsse Gemüse traditionell zu einem Mus verkochte (das Wort *Gemüse* ist ja eine Ableitung von *Mus*). Im Norden des Kantons Luzern sagt man *Allsguet* oder *Allsguetni(g)*, weil man sowohl die Schote als auch die Kerne essen kann, im Deutschwallis *Mindsete* oder *Minsitot*, eine Eindeutschung von französisch (*pois*) *mange-tout*, im östlichen Berner Oberland *Fisel* oder *Süessfisel*, entlehnt aus lateinisch *pisum* oder *phaseolus*, vielerorts *Süess-* oder *Zuckeräärbs*.

Auch im Hochdeutschen ist die Bezeichnung nicht einheitlich. Laut dem «Variantenwörterbuch des Deutschen» sagt man in der Schweiz *Kefe*, in Deutschland und Österreich meistens *Zuckererbse*, in Nord- und Mittelwestdeutschland *Zuckerschote*, in Österreich auch noch *Kaiserschote*. Woher das Wort *Kefe* kommt, das im Deutschen des frühen Mittelalters schon als *keva* belegt ist, weiss man nicht. Ich brauche in meiner Berner Mundart das Wort *Chifu* sowohl für die Kefe als auch für den Kiefer. Ob das mit der Form zu tun hat? In der «Geschichte der Basler Gastronomie» (2005) von Mario Nanni lese ich: «Die meisten der heute gängigen Gemüse kamen erst nach 1500 in die Basler Küchen. Kefen werden erstmals 1516 erwähnt, und grüne Erbsen gar erst im 17. Jahrhundert.» In einer Quelle aus dem 17. Jahrhundert lese ich jedenfalls, dass der Garten eines Bauern von einem Unwetter arg in Mitleidenschaft gezogen wurde, «was

sie nur hatten, ganz niedergetrukt, den hanff und bonen angebrochen, Erbs, Kiffel, unnd dergleichen alligklich in Boden getrukt.»

Chiirschi, Chriesi

2018 soll ein gutes Kirschenjahr werden, hört man sagen. Das freut mich, denn Kirschen esse ich sehr gern. Als Knabe half ich auch gern bei der Kirschenernte und staunte, wie die Bauern die hohen Leitern *in Egi haa* konnten, wenn sie sie neu platzieren mussten.

Bereits 74 v. Chr. brachte der römische Feldherr Lucullus einige Exemplare der in der Hafenstadt Kerasos am Schwarzen Meer seit etwa 400 v. Chr. kultivierten Pflanze nach Italien. Sie waren die Vorgänger der heutigen Süsskirsche. Die Kirsche verdankt ihren Namen der Stadt Kerasos, welche heute türkisch ist und Giresun heisst. Das liest man bereits in Hieronymus Bocks «Kreüter-Buch» von 1539:

«Lucullus der edel Römer hat von ersten die Kirschen aus Ponto / vom flecken Cerasunte in Italiambracht / davon sie noch iren namen Cerasa haben.»

Auf Lateinisch heisst die Kirsche in der Einzahl *cerasum*, ist also sächlich, nur der Kirschbaum *cerasus* ist weiblich. Der Baum muss also der Frucht bei uns das weibliche Geschlecht gegeben haben.

Im meiner Landberner Mundart sage ich der Frucht *Chiirschi*, die Basler sagen *Kiirsi* und meine aus St.Gallen stammende Frau sagt *Chriesi*. Die in den alemannischen Dialekten und im Schwäbischen verbreitete Form *Chriesi* ist wohl aus spätlateinischem *cerésia* mit Betonung auf der zweiten Silbe durch Wegfall des ersten Vokals entstanden.

Kirschen *pflückt* man im Hochdeutschen. In meiner Mundart sage ich *Chiirschi abläse*, die Zürcher *gönd go Chriesi güne*, die Schaffhauser sagen *Chriesi güinne* oder *Chriesi abnee*, die Basler *Kiirsi ginne*, und im unteren Baselbiet sagte man traditionell *Chiirsse bräche*. Im einst bekannten Lied sangen wir: *Chum, mir wei ga Chrieseli güinne, / weiss amen Ort gar grüüseli vil. / Rooti, schwarzi, gibeligäli, / zwöi bis driü an einem Stiiil*. Natürlich kann man *Chiirschi*, die ins Schnapsfass kommen, auch *strupfe*. Da braucht man die Stiele nicht und reisst die Früchte einfach ab.

Als ich noch ein Kind war, machte meine Mutter in der Kirschenzeit manchmal *Chirschsuppe*. Dazu röstete sie ein, zwei Esslöffel Mehl, löschte mit wenig Wasser ab, gab die entsteinten frischen Kirschen dazu und liess das Ganze kurze Zeit kochen. Selten süsste sie nach, wenn sie es für nötig befand, und richtete die dunkelrote Suppe auf geröstete Brotwürfel an. Das war ein herrliches Nachtessen.

Dr Chlään

In der Weihnachtszeit habe ich wieder einmal Simon Gfellers Geschichte «Wi der Zwölfischlegel Wienecht gfyret het» aus dem Erzählband «Em Hag no» von 1918 gelesen. Sie gefällt mir sehr, obwohl sie uns in eine Welt blicken lässt, die es längst nicht mehr gibt. Sie gefällt mir, obwohl sie für den Geschmack vieler Zeitgenossen wohl etwas zu sentimental sein dürfte und der

«volkserzieherische Zeigefinger», wie öfters bei Gfeller, zu sehr mahrend wackelt. Aber sie ist gut gebaut, hat *Schriis* und geht mir zu Herzen.

In dieser Geschichte heisst es an einer Stelle, die schildert, wie sich das jüngste Kind kosend an Zwölfischlegel schmiegt, um ihm *es Müntschi* zu geben: «Du schlot ihm das Chlynne 's Ärmli ou um, hanget an ihm, wi-n-e Chlän ame Töri u seit: «Wart, i gibe der o grad eis!»»

Di wenigsten dürften heute noch verstehen, was *win e Chlään amene Tööri hange* meint. Der *Chlään* ist ein Vogel, und zwar eine Spechtmeise bzw. ein Kleiber. Dieser Vogel wurde in der frühen Neuzeit verbreitet *Klen*, *Klän* oder *Klähn* genannt. Wir lesen «von dem klänen» bereits in Gessners Vogelbuch von 1557, in den «Göttingischen gelehrten Anzeigen» von 1763 ist vom «Klän (oder kurzbeinichten Baumspecht)» die Rede und in Bechsteins «Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen» von 1820 vom «Klän, Baumklän».

Wie der Vogel zu seiner Bezeichnung kommt, ist leicht zu erklären. Schaut man einem Kleiber zu, wie er an einem Baumstamm herumklettert, hat man das Gefühl, er klebe am Holz. Deshalb ist seine Bezeichnung abgeleitet vom alten Wort *klenan*, *klenen* «kleben», von dem auch das Wort *Kleister* abgeleitet ist. *Chlään* meint also ursprünglich «Kleber», im übertragenen Sinn auch «Kletterer», weil *chlääne* in der Mundart die übertragene Bedeutung «klettern» bekam. Derjenige, der am Berg klettert, scheint ja von weitem gesehen am Berg zu kleben. Auch die Bezeichnung *Kleiber* ist gut hörbar mit *kleben* verwandt.

Wir finden das Wort im «Berndeutschen Wörterbuch»: *Chlän* «Spechtmeise», in «Bödellitüütsch»: *Chlään* «Spechtmeise, Kleiber» und im «Baselbieter Wörterbuch»: *Chlään(e)bopp(l)er* «Kleiber, Spechtmeise». In Jakob Hunzikers «Aargauer Wörterbuch in der Lautform der Leerauer Mundart» von 1877 lese ich: «De Chlän bopperet a der Tanne.» In Gertrud Zürichers «Kinderlieder der deutschen Schweiz» lautet der Vers 3603 aus Luzern: «Spir, Rapp, Choli, Mäusi, Chlän.»

Chluuf

In meiner Kindheit hörte ich von älteren Männern und Frauen noch ab und zu das Wort *Chluuf* «Blumenzwiebel». Meine Mutter kaufte *Tüupechliüüf* und nicht *Tüupezibele*. Auch Rudolf von Tavel schreibt in «Veteranezyt» (1927), der Herr Hauptmann habe die abgeblühten Hyazinthenstöcke ins Haus genommen, «d Chlüf hübscheli usgmacht, der Härđ abgchlöpferlet, jede Chluf in e Bitz Papier gwigget». Bereits im 17. Jahrhundert lese ich in einer Quelle: «Under den Gartengewächsen werden etliche gerümt wegen der Klüffen oder Zibelen, andere wegen der Häupteren.»

Das Wort *Chluuf* ist eine Ableitung des Verbs *chlioban*, *klieben* «spalten», das im Hochdeutschen heute verschwunden ist. Die Tulpenzwiebel ist also, wie die Knoblauchzwiebel, die Gespaltene. Der erste Wortteil *Knob-* von *Knoblauch*, altsächsisch *klufłök*, ist auch verwandt mit *klieben*.

Chnupesaager

Frau Krummenacher, eine Entlebucherin, fragt mich, was ein *Chnupesaager* ist und woher das Wort kommt. Leider ist es nicht im «Idiotikon», aber im «Berndeutschen Wörterbuch». Ein *Chnupesaager*, heisst es dort, sei ein Langweiler, der endlos am gleichen herumrörgle und nie an

ein Ende komme. Also etwa dasselbe wie ein *Chniepi*, der endlos an etwas *desumechniepet*. Laut dem «Simmentaler Wortschatz» ist der *Chnupesaager*, laut dem «Bödellitüütsch»-Wörterbuch der *Chnuupesaager* ebenfalls ein Langweiler. Das «Obwaldner Mundartwörterbuch» behauptet hingegen, der *Chnuipesääger* sei 1. ein Geizhals und 2. ein Zauderer. Ein Knauser oder Geizkragen ist der *Chnuppesaager* auch für das «Baselbieter Wörterbuch». Wir sehen, das Wort kommt nicht nur im Berndeutschen vor, und bedeutet je nach Region «Langweiler, Zauderer» oder «Geizhals» oder beides.

Das Wort ist zusammengesetzt und ein bildlicher Ausdruck. Der zweite Wortteil *-saager* bzw. *-sääger* meint «einer, der sägt». Der erste Wortteil *Chnupe* bezeichnet einen Auswuchs oder eine rundliche Erhöhung; es ist verwandt mit dem hochdeutschen Wort *Knauf*. Im Wort *Chnupesaager* ist mit *Chnupe* ein Auswuchs an einem Baum oder an einem Stück Holz gemeint. Wer je mit einer Handsäge Holz gesägt hat, weiss, dass *Chnupe* sehr mühsam durchzusägen sind, weil das ausgewachsene Holz sehr hart ist. *Chnupesaager* kann einen Langweiler oder einen Zauderer bezeichnen, weil der endlos an etwas herum macht, herum plant oder herum studiert. So wie der *Chnupesaager*, der angestrengt und lange an einem *Chnupe* herumsägt. Es kann aber auch einen Geizhals bezeichnen, weil der ohne Ende herum drückt, bis er einen Batzen hervorklaubt.

In der Literatur begegnet man dem *Chnupesaager* zum Beispiel beim Solothurner Beat Jäggi, der in einer Geschichte aus dem Jahr 1963 schreibt: «Wenn üsen Ätti nit sone hinderhebig *Chnuppesager* und Gytznäpper gsi wär.» In einer Anekdote des Sigriswilers Adolf Schaer aus dem Jahr 1940 sagt einer: «Dir sit mir e schöne *Chnuppesaager*, dir!»

Chretzer

Chretzer ist ein weissgekelterter Rotwein. Laut dem Schweizerdeutschen Wörterbuch ist er entweder ein "süss ausgepresster und darum blassroter Wein von blauen Trauben" oder "neuer Wein, der noch nicht vergärt hat und der deshalb noch *chretzt*". Anderswo sagt man ihm auch *Chlepfjer* oder *Rachebutzer*. Im 16. Jahrhundert schreibt der St. Galler Gelehrte Joachim Vadian: "1465 ward so sur wyn im Ryntal, den man kretzer nannt, dass man in nienenzuo bruchen konnd." *Chretzer* ist also ursprünglich ein rauer, saurer Wein, der im Hals *chretzt* «kratzt». Vom Verb *chretze* ist seine Bezeichnung auch abgeleitet.

Chretzer nennt man am Untersee sowohl auf der Schweizer als auch auf der deutschen Seite zudem den *Egli*, den Flussbarsch, der mit seinen dornigen Rückenflossen kratzt.

Chrammisvogel, Grammisvogel

Chrammisvogel oder *Grammisvogel* ist die Dialektform von *Krammetsvogel*. Vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, bis zum Verbot der Vogeljagd, war der Krammetsvogel ein beliebter Speisevogel. Der erste Teil der zusammengesetzten Bezeichnung *Krammet-* ist eine assimilierte Form von *Kranewit*. So nennt man im Südosten des deutschsprachigen Raums den *Wacholder*, der im Norden *Machandel* heisst. *Kranewit*, bereits im Althochdeutschen des frühen Mittelalters als *kranawitu* belegt, ist zusammengesetzt aus *krana* «Kranich», verwandt mit englisch *crane*, und *witu* «Holz», verwandt mit englisch *wood*.

Die heute übliche Bezeichnung für den Krammetsvogel ist *Wacholderdrossel*. Im «Hannoverischen Kochbuch» von 1792 lautet das Rezept für «Krammetsvögel mit Wacholderbeersauce»:

«Wenn die Vögel rein gemacht und ausgenommen sind; so werden die Lebern mit Butter, einem Ei, Weissbrodt, Salz und Gewürze gehakt und wieder in die Vögel gefüllt, die darauf mit braunem Mehl, Citronensaft, Salz, gestossenen Wacholderbeeren und Zwiebeln gar gekocht werden.»

Chridebüchsler

Der *Chridebüchsler* ist eine alte Apfelsorte, die vor allem im Kanton Zürich sehr verbreitet war. Man nannte ihn meistens *Uschteröpfel*, seltener auch *Züriöpfel* oder *Pomme Citron*. In den in Ravensburg erschienenen «Monatsheften für Obst- und Weinbau» aus dem Jahr 1866 ist er beschrieben als goldgelb und spitz. Er sei «von Geschmack rein süss, aber sehr angenehm und fein gewürzt». Zur Verwendung sagt der Artikel, man brauche «in der Schweiz diese Aepfel meistens zum Dörren, zu ‘Stückli’, allein es würde derselbe auch ein vortreffliches Material zu Apfelkraut (süsser Brotaufstrich aus eingedicktem Apfel- und Birnensaft ohne Zuckerzusatz) abgeben und dass er eine bei Vielen sehr beliebte Speise, besonders der Kinder ist, versteht sich wohl nach dem über den süssen Geschmack Gesagten, von selbst.»

Zur Bezeichnung *Chridebüchsler* sagt das «Schweizerdeutsche Wörterbuch» nur ganz allgemein: «Nach Gestalt und Farbe so benannt». Eine Anekdote erzählt, die Sorte soll um 1760 von einem Herrn *Platter*, der in den Niederlanden gedient hat, auf der Burg in Uster eingeführt worden sein. Die Geschichte lässt sich jedoch nicht belegen.

Chriesilaachet

Vor einigen Tagen habe ich in Beringen im Schaffhauser Klettgau gelesen. Da fragte mich ein Mann aus dem Publikum, ob ich das Wort *Chriesilaachet* kenne, das so etwas wie «Kirschenernte» meinen müsse. Er wüsste gern, woher es komme. Mir war *Chriesilaachet* vollkommen unbekannt, auch wenn ich in meine Überlegungen einbezog, dass das lange a im Klettgau für ein ei steht und das Wort in der Normalform also *Chriesileichet* lauten würde. Zuhause nahm ich mich der Sache an:

Im Idiotikon findet man *Leichet* mit Belegregion Zürcher Weinland ohne Angaben, aber mit dem Hinweis, man solle unter *Leich* nachsehen. Unter *Leich* mit der Grundbedeutung «Reihe Turnus, gewohnter Gang» findet man die Angabe «in Zusammensetzungen wie *Eichleleich*, *Öpfelleich*, *Bireleich*, *Ströjjileich*, *Märmelleich* die Jahreszeit, in welcher die betreffende Ernte, das betreffende Spiel an der Reihe ist, im Schwange geht, dem französischen *saison* entsprechend». Unter den Belegregionen ist Schaffhausen. Dann lese ich: «Der Name galt besonders von der Ernte an den Bäumen des Gemeindelandes (der Allmend), die besonders geregelt, vor allem auf einen bestimmten Tag anberaumt war, an dem sich die Bevölkerung an den Ausgängen des Dorfes sammelte, bereit, auf das gegebene Zeichen im Wettlauf sich auf das Feld zu stürzen und einen Baum in Besitz zu nehmen; diese Erntetage gestalteten sich gewöhnlich zu wahren Volksfesten.» Die Zusammensetzung *Chriesileich*, *Chriesileichet* (natürlich *-laachet* im Klettgau) ist mit «Kirschenernte» erklärt, mit Schaffhausen als Belegregion. Soweit das Idiotikon. Über das alte Wort *Leich*, das viele Bedeutungen hat und in vielen germanischen

Sprachen vorkommt, kann ich nicht mehr sagen, denn was in den Wörterbüchern erklärt wird, ist verwirrend.

Aber man findet auch Belege für das Wort in Texten. Im Fotoheft «Das Schaffhauser Bauernjahr» von 1959 lautet der Titel auf einer Seite: «Der Heuet geht zu Ende, der <Chriesilaachet> beginnt.» Doch das Wort ist damals bereits veraltet, denn das Schaffhauser Neujahrsblatt von 1954 erläutert: «Der frühere Name <Chriesilaachet> (Schleitheim, Beringen) für Kirschenerte ist erloschen, der Rüdlinger spricht nur noch von <Chrieset>.» Der älteste Beleg, der mir vorliegt, stammt aus einem Schaffhauser Mundarttext von 1882: «Im Chriesilaachet bä i emoll mit 's Schwediureche Haachel uf de Väämärkt ihe ggange.»

Chrüüschmüder

In der Erzählung «Bürden – Nach Aufzeichnungen eines Alten Pfarrers», der ersten Erzählung aus dem Buch «Geschichten aus dem Emmental» von 1914, schreibt Simon Gfeller:

«Heutzutage kriegt ja jeder, sei er ein aufgestengelter Sprenzler oder ein dicker Krüschmüder, doch eine Frau, wenn er nur versteht, tüchtig das Maul aufzureissen und keck nach den Schürzen zu langen.»

Das klingt sehr nach Gotthelf, der im «Bauern-Spiegel» von 1837 den Erzähler sagen lässt:

«Ich weiss gar wohl, dass es Schnuderbuben gibt, die [...] nicht über drei Mäss Krüsch wegsehen können, in allen Gaden herumschnausen, sich den Eingang erzwingen, durch wüstes Thun, das Mädchen mag sie wollen oder nicht, sich überall blähen, wie Kröten auf den Dünkeln.»

Das Wort *Chrüüschmüder*, das im Text von Gfeller «kleiner, gedrungener Mann» meint, kenne ich aus meiner Kinderzeit noch gut. Es bezeichnete einen eher kleinen, kräftig gebauten Knaben. So wird das Wort auch im «Berndeutschen Wörterbuch» erklärt: *Chrüüschmüder* «kleingewachsener Knabe». Allerdings konnte es auch «Lausbub» meinen, wenn jemand schalt: *Dir sit mer no Chrüüschmüdere, diir!* Im «Schweizerischen Archiv für Volkskunde» von 1908–1909 erklärt Hedwig Haldimann in ihrem Aufsatz «Schimpfwörter in der Emmentaler Mundart», welche ursprüngliche Bedeutung das Wort hat. Sie schreibt: «Dicke, unbewegliche Figuren, vergleicht man mit einem *mäusakch* (Mehlsack) oder einem *chrüschmüder* (Kleie-sack).» Diese Erklärung für den *Chrüüschmüder* finden wir auch im «Schweizerischen Idiotikon»: «kleiner Sack für Kleie», wobei im Idiotikon die Übertragung auf den Menschen fehlt.

Das Grundwort *Müder* ist im «Idiotikon» nur als Ziegenname ausgeführt, wobei ein Kalendertext aus dem Jahr 1851 zitiert ist: «Der Müder mit seiner hellen Glocke geht dem Zug [von Ziegen und Schafen] voran.» In verschiedenen deutschen Mundarten findet man *Müde* oder *Müdde* als Getreidemass, das ungefähr einen Scheffel mass. Das dürfte mit unserem *Müder* verwandt sein.

Das Bestimmungswort *Krüsch*, *Chrüüsch* «Kleie» ist im «Idiotikon» gut belegt. Im Althochdeutschen des frühen Mittelalters ist es bereits belegt als *crusc*, mittelhochdeutsches *grüsch* erscheint nur in späten oberdeutschen Quellen. Man findet es auch in der «Etymologie des Schwäbischen» (2011) von Hermann Wax; es ist verwandt mit norditalienischem *crusca* und rätoromanischem *crisca*.

Chrutstile

Als Kind mochte ich *Chrutstile* nicht. Mutter kochte sie immer an einer weissen Sauce, wie Blumenkohl oder Lauch, weil das besser sättigte als das in Boullion gekochte Kraut. Soweit ich mich erinnere, schnitt sie die Blätter immer ab und kochte nur die weissen Blattrippen, von denen sie zuerst eine langfaserige, dünne Haut abschälte, bevor sie sie in Stücke schnitt und kochte. Heute liebe ich *Chrutstile*, und zwar nicht nur die weiss-, sondern auch die rot- und gelbstieligen. Allerdings mache ich sie ohne Sauce, koche die Stiele mit den Blättern in guter Kräuter- oder Hühnerboullion und schätze ihren kräftigen, erdigen Geschmack.

Der älteste mir vorliegende Beleg für dieses Gemüse stammt aus den «Briefen aus der Schweiz nach Hannover geschrieben in dem Jahre 1763» von Johann Gerhard Reinhard Andreae. Er schreibt, wenn die Mangoldpflanzen ganz gross seien, «geben die Rippen daraus und die Stiele für die Menschen noch eine gute Speise her, die man, wenigstens hier (in Zurzach), unter dem Namen Krautstiel ganz gerne geniesset». Obwohl der Mangold bereits mit den Römern zu uns kam, wurde er in der frühen Neuzeit vom Spinat verdrängt und erst seit dem 18. Jahrhundert wieder gezüchtet. Er heisst auch *Römischer Kohl*, *Römischer Spinat*, *Römische Beete*, *Beisskohl* und wegen Andreaes Briefen aus der Schweiz zudem *Schweizer Mangold*.

Die grossblättrigen und langstieligen *Chrutstile* nennt man heute meistens *Stielmangold* im Unterschied zum kleinblättrigen *Blattmangold* oder *Mangold*, den man wie Spinat zubereitet. Ein Rezept aus dem Jahr 1777 lautet:

«Die äusserlichen Schalen der Rippen werden mit einem Messer abgeschälet oder abgezogen, sodann (die Stiele) gekocht und abgebrühet, und hernach in einem Siebe abgetrocknet. Hierauf müssen sie in eine Schüssel gelegt, ein wenig Fleischbrühe, Salz, Muscatenblumen und Pfeffer dazu gethan und alles über einem Feuer gekocht werden. Zuletzt thut man ein gut Theil frische Butter hinzu, welche aber nicht kochen darf, sondern nur darin zergehen muss.»

Entelibeier

Jetzt gibt es sie schon im Laden zu kaufen, bald reifen sie im Garten: die roten, süssen *Entebeer*, *Entebeier* oder *Entelibeier*, wie die Appenzeller sagen. Den zweiten Teil des zusammengesetzten Wortes, also *-beer* oder *-beier*, muss ich nicht erklären. Es sind Lautformen von *Beere*.

Der erste Wortteil, *Ente-* oder *Enteli-*, steht für hochdeutsches *Him-*, denn *Entelibeier* sind «Himbeeren». *Him-* kann im Hochdeutschen nicht für sich stehen, es ergibt nur zusammen mit *-beere* einen Sinn. Es ist, historisch gesehen, eine lautlich veränderte Form von *hint-*, denn im Mittelalter hiess die Himbeere *hintperi* oder *hintber*. Mit *hint-* sei die *Hinde* «Hirschkuh» gemeint. Die Himbeere sei also ursprünglich die Hirschkuhbeere, weil das Tier die Beere gern fresse. So erklärt es zumindest Jakob Grimm in der «Deutschen Grammatik». Aber belegen lässt sich das nicht. Möglich wäre auch, dass *hint-* «der Stechende» meint und so verwandt wäre mit griechisch *kentéō* «steche». Das überzeugt, lässt sich aber ebenfalls kaum belegen.

Bei *hint-* kann das *h-* wegfallen. Es bleibt *int-*, das durch Verdampfung von *i* vor *n* zu *ent-* werden kann, aus dem es dann die *Entbeer*, *Entebeier* oder eben *Entelibeier* gibt. Mit Enten hat diese Bezeichnung noch weniger zu tun als mit Hirschkühen.

An der Erinnerung Tatzen saugen

Vor kurzem erhielt ich von einer Bekannten in Schaffhausen eine Mail, die mich freute. Sie schrieb mir, sie habe eben in meinem Buch «Mir stinkts» die Geschichte «Öppis us de Finger suuge» gelesen mit der uralten Überlieferung vom Bären, der an seiner Tatze saugt. Das habe sie an ihre Mutter, eine in Deutschland aufgewachsene Auslandschweizerin, erinnert. Ihre Mundart sei stark durchsetzt gewesen von deutschen Ausdrücken aller Art: von Mundartlichem aus dem Ruhrgebiet, Bibelsprüchen und sonstigen Zitaten. In der Familie der Mutter habe man sehr viel gelesen. Und diese Mutter habe ab und zu gesagt: «Etz mönder halt denn an der Erinnerung Tatzen nagen!» Ob mir diese Redensart bei meinen Recherchen irgendwo begegnet sei, fragte sie mich. Ich musste leider verneinen, denn ich hätte sie sehr gerne in mein Buch aufgenommen.

Meine Recherchen zeigten, dass die Redensart *an der Erinnerung Tatzen saugen* seit der Mitte des 19. Jahrhunderts belegt ist. Leider fehlt sie in den grossen Nachschlagewerken. *An der Erinnerung Tatzen saugen* meint «sich mit der Erinnerung begnügen müssen» und sie gleicht den Redensarten *am leere Taape suuge* «Hunger leiden» und *öppis us em Taape suuge* «etwas frei erfinden, erdichten», welche auf die alte Geschichte vom Bären zurückgehen, der während des Winterschlafs, so erzählte man, von Zeit zu Zeit an seiner Pfote sauge, weil er nichts zu essen habe. Einige meinten, er sauge dabei Fett aus seiner Tatze.

Der älteste Beleg von *an der Erinnerung Tatzen saugen*, der mir vorliegt, stammt aus dem Jahr 1871. In «Neue böse Zungen. Revue alles Interessanten» vom 7. Juli 1871 lesen wir in einer Geschichte über einen Stadtpark mit leeren Sesseln, durch den kalte Winde fegen: «Noch immer saugen die alten Sesselfrauen an der Erinnerung Tatzen.» In der Wochenrevue «Stamm's böse Zungen» von 1872 – offenbar war der Titel «böse Zungen» beliebt – weist mich ein Beleg auf eine wichtige Spur. Dort ist von einem Komponisten die Rede, der « – wie der geniale Victor Scheffel sich ausdrückt – (an der Erinnerung Tatzen saugt) und die Musik aller Novitäten aus seinen früheren Operetten zusammensetzt.» Dem Komponisten gelingt also nichts Neues mehr, er muss an der Erinnerung Tatzen saugen.

Geht die Redensart *an der Erinnerung Tatzen saugen* etwa auf ein Zitat des bekannten Karlsruher Schriftstellers Josef Viktor von Scheffel (1826–1886) zurück, der den ausserordentlich erfolgreichen Roman «Ekkehard» (1855) geschrieben hat? So scheint es zu sein. In Scheffels «Trompeter von Säckingen» von 1854 kommen die Lieder des Katers Hiddigeigei vor. In einem dieser Lieder lautet eine Strophe:

«Hiddigeigei spricht, der Alte: / Pflück' die Früchte, eh' sie platzen; / Wenn die magern Jahre kommen, / Saug an der Erinner'ung Tatzen.»

Meines Erachtens ist die Redensart *an der Erinnerung Tatzen saugen* ein Zitat aus Scheffels Hiddigeigei-Gedicht und hat wohl nur indirekt mit dem an der Pfote saugenden Bären zu tun. Denn die ältesten Belege die auf den Zusammenhang von Erinnerungen und Tatzen hinweisen, sind Vergleiche, die auf die Bärengeschichte zurückgehen. In den «Beyträgen zum deutschen Museum» von 1783 lese ich: «Ich saugte an den Erinnerungen der vorigen Zeiten, wie der Bär in Hungersnoth an seinen Tatzen saugen soll.» Im Magazin «Zeitgenossen» von 1830 erfahre ich, dass dieser Text von Wilhelm Heinse ist. Scheffel hat wohl den Vergleich verkürzt zu «saug' an der Erinner'ung Tatzen» und daraus ist die Redensart geworden.

Die Redensart-Belege setzen kurz nach Erscheinen von Scheffels «Trompeter von Säckingen» ein. Zudem muss man wissen, dass der Kater Hiddigeigei eine sehr populäre Figur wurde. Auf der Insel Capri gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sogar ein vor allem von Deutschen besuchtes Café «Zum Kater Hiddigeigei», in dem auch Walter Benjamin und seine Geliebte Asja Laxis verkehrten. Es gibt heute noch ein Hotel «Kater Hiddigeigei» in Bad Säckingen.

Fleischchääs

Nimmt man das Variantenwörterbuch des Deutschen zur Hand, sieht die Sache einfach aus: *Fleischkäse*, *Fleischkäs* bzw. *Fleischchääs* sagt man im Tirol, in der Schweiz und in Südwestdeutschland. Im Rest des deutschsprachigen Gebiets sagt man *Leberkäse* oder *Leberkas*.

Das ist jedoch eine grobe Vereinfachung metzgerhandwerklicher Namensvielfalt. Stuttgart liegt ohne Zweifel in Süddeutschland, also dort, wo man *Fleischkäs* sagen sollte. Dennoch gibt es *Stuttgarter Leberkäs*. Er heisst so, weil er mindestens zehn Prozent Leber enthält. Das unterscheidet ihn vom *Stuttgarter Fleischkäs*, der ohne Leber gemacht wird.

Wo liegt das Problem, ist man geneigt zu fragen, *Leberkäse* enthält eben Leber, *Fleischkäse* nicht. Man ahnt es, die Lösung wäre zu einfach: bairischer *Leberkas* enthält keine Leber. Im Wörterbuch Bairisches Deutsch definiert Ludwig Zehetner:

„In der Reine (d. h. Kasserole) herausgebackenes feingehacktes Schweins- oder Kalbsbrät, jedoch ohne Leber, mit brauner Kruste, das in Scheiben geschnitten wird.“

Weil aufgrund der Bezeichnung also nicht klar ist, ob das Produkt *Leberkäse* Leber enthält oder nicht, muss die Sache amtlich geregelt werden. Nach Paragraph 2.222.2 der Leitsätze des Deutschen Lebensmittelbuches für Fleisch und Fleischerzeugnisse besteht *Fleischkäse* aus grob entsehntem oder sehnenreichem Rindfleisch, fettgewebereichem Schweinefleisch und Fettgewebe. *Leberkäse*, schnittfeste Leberwurst und Leberrolle enthalten nach den Leitsätzen zusätzlich Leber. In Bayern hingegen enthält *Leberkäse* in der Regel keine Leber (2.222.2 LS). *Leberkäse*, der außerhalb Bayerns nach bayerischem Rezept ohne Leber hergestellt wird, wird nach der üblichen Verkehrsauffassung als *Bayerischer Leberkäse* bezeichnet.

Dass der *fränkische Leberkäs* Leber enthalten kann, obwohl er auf bairischem Hoheitsgebiet hergestellt wird, macht das alles nicht einfacher. Wie genau es sich mit dem *oberfränkischen Leberkäs*, dem *schwäbischen Fleischkäse*, dem *italienischen Leberkäse*, dem *Pariser Fleischkäse* und dem *holländischen Schweinskäse* verhält, kann hier nicht erörtert werden. Im Schweizer Fleischkäse hat es laut Schweizerischem Lebensmittelbuch keine Leber, denn Fleischkäse wird als „ungeräucherte Brühwurstware mit Pökelfstoffen“ bezeichnet.

Die sprachwissenschaftlich interessante Frage ist jedoch nicht diejenige nach dem Leberanteil, sondern weshalb für ein Fleischprodukt die Bezeichnung *Käse* verwendet wird. Das Schweizerdeutsche Wörterbuch führt die Bezeichnung auf die Form zurück und sagt, es handle sich um Fleisch, das „in Form eines Käses gepresst“ sei. Das Wörterbuch Bairisches Deutsch stimmt zu mit den Worten: „Das Grundwort nach der Ähnlichkeit des gebackenen Fleischlaibs mit einem Käse.“ Dieser Meinung ist auch der Kluge, das grosse Etymologische Wörterbuch des Deutschen.

Für den Wortteil *Leber-* des bairischen Leberkäses, der gar keine Leber enthält, sei übrigens nicht das Wort *Leber* verantwortlich, sondern das Wort *Laib*. Dazu gibt es eine hübsche Geschichte:

Als der pfälzische Kurfürst Karl Theodor 1778 den kinderlosen Kurfürsten Maximilian III. von Bayern beerbte, brachte er seinen eigenen Metzger aus Mannheim mit an die Isar. Dieser habe ein Gericht ersonnen aus fein gehacktem Schweine- und Rinderfleisch, das in Brotformen gebacken wurde. Wegen seiner Form und der käseähnlichen Konsistenz wurde das Produkt *Loabelkas* „Laibkäse“ genannt, woraus im Lauf der Zeit *Leberkas* wurde. Aber weder die Entstehungsgeschichte des Fleischkäses noch die Behauptung, dass der Wortteil *Leber-* aus dem Wort *Laib* entstanden sei, lassen sich erhärten.

gäbig

Vor ein paar Tagen fragte mich ein Bekannter, wie ich für einen Deutschen das Wort *gäbig* übersetzen würde. Das Wort ist so vieldeutig und vielseitig anwendbar, dass die Antwort recht komplex ist. Otto von Greyerz schrieb in seinen «Sprachpillen» dazu:

«Es gibt nicht leicht ein *gäbigeres* Wort im Schweizerdeutschen als *gäbig*. Die Schriftsprache hat es verloren oder doch nur in Zusammensetzungen bewahrt wie: freigebig, ausgiebig, nachgiebig.»

Als Berner kann ich sagen *hüt isch gäbig's Wätter* und damit meinen, das Wetter sei angenehm. *Geschter isch es eso gäbig gsii, das mer no hei chönne dusse hocke, wos scho lang het iignachtet ghaa* meint, dass die Temperatur angenehm gewesen sei. Eine *gäbige* Wohnung ist angemessen und behaglich, ein *gäbiges* Gerät oder Werkzeug ist handlich und leicht zu handhaben. Eine *gäbige* Nachbarin ist umgänglich. *Gäbige* Pferde und Kühe sind freundlich und willig. Wem es *gäbig* geht, geht es weder gut noch schlecht. *Däm han i de gäbig ungerregfüüret* meint, dem habe ich gut bzw. tüchtig eingeheizt. Das «Berndeutsche Wörterbuch» übersetzt *gäbig* mit «gut, brauchbar, handlich, bequem, günstig (von Sachen), sympathisch, umgänglich (von Menschen)».

Ungäbig, ugäbig meint hingegen «unbequem, ungelegen, unpraktisch». *Er isch en ugäbige Hagu* meint also, er ist ein unbequemer Kerl.

Zum Wort *gäbig* gab es in den traditionellen Mundarten eine ganze Reihe von Zusammensetzungen. Sagte man *das isch en eergäbige Tonner u nid grad mit allem zfride*, sprach man von einem ehrgeizigen und eitlen Kerl. Wer hingegen *nid so gaar eergäbig isch mit sine Gschwüscherti*, ist ihnen gegenüber nicht freigebig. Dieselbe Bedeutung hatten auch die Wörter *friigäüb* und *riichgäüb*; «gegen die Armen war er frygeb», lese ich in einer Quelle aus dem 17. Jahrhundert.

Wenn in einer Zürcher Quelle aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts steht: «Ein viertel allweg gueten, erbers, fründgebs, wolgeschmacks und wol gesottens ankens», meint *fründgeb* «vollwertig», eine Erweiterung der ursprünglichen Bedeutung «unter Freunden annehmbar».

E gaschtgäbegi Pinte war ein Wirtshaus, in dem Gäste willkommen waren. *E handgäbegi Schufle* war handlich und lag einem gut in der Hand. Wer *wundergäüb* oder *wundergäbig* war, war neugierig. Ein Zürcher Mandat aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts tadelt Menschen, die «so unbedacht und wundergeb werend, dass sy an heimbliche predigen giengend». Den Fürwitz

nannte man *Wundergebigkeit*. An einem *übelgäbigen* Ort fühlt man sich nicht wohl. *E nüütgäbi Sach* ist unbequem.

Deutlich wird aus diesen Beispielen zweierlei: Erstens ist *gäbig* vom Verb *geben* abgeleitet und verwandt mit altem hochdeutschem *gäbe*, *gäbig*, *gebig* und *giebig*, die heute nur noch in Zusammensetzungen vorkommen. Zweitens sind *gääb* und *gäbig* verwandt. *Gääb* kennen wir heute nur noch in der Formel *gang u gääb* mit der Bedeutung «allgemein üblich, gebräuchlich, gewöhnlich». In Quellen aus dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit begegnet man der Doppelformel *guet und gääb* sehr oft im Zusammenhang mit Münzen, Edelmetallen und Getreidemassen im Sinne von «üblich» und «gebräuchlich»: «19 pfunt pfennig guoter und geber züricher müns» oder «ein viertel habern guots und gäbs Costenzer mess».

Vielleicht sind wir heute eher der Meinung, das Wort *gäbig* habe etwas Unentschiedenes an sich; es meint ja weder gut noch schlecht, so gerade recht. In älteren Zeiten könnte diese Unentschiedenheit eher für seine Popularität verantwortlich sein. Da man sich davor hüten musste, jemanden oder etwas allzu sehr zu rühmen, weil man sonst den bösen Blick darauf aufmerksam machte, war *gäbig* die wohltemperierte Art, seine Anerkennung auszudrücken. In unserer Zeit, in der wir mit Superlativen in Bezug auf Warenfetische und Idole zugedeckt werden, viel zu vieles *giga*, *mega*, *henne*, *uhenne*, *geil* und *super* ist, klingt *gäbig* in meinen Ohren geradezu wohltuend.

ganggle u gänggele

In derjenigen Mundart, in die ich hineingewachsen bin, bezeichnen *ganggle* und *gänggele* zwei ganz unterschiedliche Sachverhalte. *Ganggle* meint «auf täppisch lustige Art spielen, den Narren machen (meist auf Kinder und Tiere bezogen)» und *gänggele* «Geld für unnötige oder unnütze Dinge ausgeben». Ich kann z. B. sagen, *er het geng wider probiert mit em Hung z ganggle*, und, *mit em Batze, won er het überchoo, isch er ga Täfeli gänggele*. Ein *Ganggeler*, *Ganggel* oder *Ganggli* ist deshalb ein Mensch, der nichts ernst nimmt, ein *Gänggeler* oder *Gänggeli* hingegen einer, der nicht Sorge trägt zum Geld.

Ganggle und *gänggele* haben, trotz ihrer unterschiedlichen Bedeutungen, denselben Ursprung; sie sind abgeleitet von *gange* «schwanken, unsicher stehen oder gehen». Ein Tisch kann *gange*, wenn er auf unebenem Boden steht, ein Mensch *gangget*, wenn er betrunken ist. Das Wort meint also ursprünglich, dass jemand unsicher auf den Beinen ist, schwankt und täppisch daherkommt. In der Ableitung *ganggle* erweitert sich die Bedeutung auf das täppische Spielen und in *gänggele* auf den täppischen Umgang mit Geld. So kann man die Bedeutungsentwicklung deuten.

Zur Herkunft des Wortes *gange* meint das Idiotikon, es sei wohl von *gang* «gehen» abgeleitet. Das ist eine Behauptung, die kaum zu belegen ist. Auffallen muss die lautliche Nähe zu *gampe* «schaukeln, schwanken, hin und her bewegen»: *er het mit em Stuel gampet*, hochdeutsch *gampen* «hüpfen, springen, tänzeln», das seit dem späten Mittelalter belegt ist. Auch im Schwäbischen ist *gambe* «schwanken, schaukeln, hin und her bewegen» belegt: *mit ema volla Wambe isch it guat gambe* «mit vollem Bauch ist nicht gut springen».

Auch die Formen *gampieren* und *gampenieren* «springen, tänzeln» sind im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit belegt. Dies sind eindeutig Eindeutschungen aus französisch *gambader* «hüpfen, springen, aufspringen» oder italienisch *gambettare* «zappeln, strampeln». Das sind

Ableitungen von italienisch und provenzalisch *gamba* «Bein». Vielleicht geht auch altes *gampen* und unser mundartliches *gampe* zurück auf *gamba* «Bein» und *gangge* ist nichts anderes als eine Nebenform von *gampe*.

geissegiechtig

Eine ältere Frau, die im Emmental aufgewachsen ist, schrieb mir kürzlich, sie erinnere sich in letzter Zeit häufig an Wörter und Ausdrücke, die sie lange Zeit vergessen gehabt habe. Kürzlich habe sie einer Person, die sie genervt habe, gesagt: *Du machsch mi ganz geissegiechtig* «du machst mich ganz gereizt, nervös»! Sie wollte wissen, woher das Wort *geissegiechtig* kommt.

Das Wort ist zusammengesetzt aus *geisse* und *giechtig*. *Giecht* bezeichnet im Mittelbernischen das Wundwasser, das eine entzündete Wunde vor dem Eitern absondert. Die Wunde, die *giechtig* «entzündet» ist, *giechtet* «sondert Wundwasser ab». Bereits früh konnte das Wort *giechtig* mit der übertragenen Bedeutung «gereizt, böse, erbittert» verwendet werden: *Du muesch im nid znaach choo, er isch giechtige hüt*. Auf diese Weise braucht der Elsässer Johann Fischart *gichtig* bereits in seiner «Geschichtsklitterung» von 1577: «Er war so gichtig, böss und kiebig, dass er vor Zorn ein Nuss mit dem Arss aufgebissen het (hätte).»

Wie *geisse-* vor das Wort *giechtig* kommt, kann ich nicht erklären, denn für *geissegiechtig* habe ich keinen einzigen Beleg gefunden. Interessant ist auch, dass *Geisse-* oft als erstes Glied von Substantiven vorkommt, aber nicht als erstes Glied von Adjektiven. *Geissegiechtig* «nervös» ist vielleicht sanfter als *giechtig* «böse, gereizt». Es scheint mir vergleichbar mit *gibelisinnig*, *schtifusinnig* oder *schtuurm*, wobei bei diesen Worten mehr das Verwirrtsein überwiegt, oder mit *zablig*, *tubetänzig*, wobei hier mehr das Unruhigsein überwiegt.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass es ein älteres Wort *gichtig* gibt, das abgeleitet ist von *(ge)jehen* «sagen, aussagen, sprechen, behaupten, bekennen». In diesem Sinn konnte man jemanden durch Folter *gichtig* «zur Aussage bereit» machen oder jemand war vor Gericht *gichtig* «bereit auszusagen». Ob sich die Krankheit *Gicht* auch auf *(ge)jehen* zurückführen lässt, ist nicht hinreichend geklärt.

Gröibtschi

Gröibtschi sagt man im bernischen Oberaargau, *Gröitschi* sagt man in einem Teil des bernischen Mittellandes, im Nordosten des Kantons Aargau *Güürbsi*, westlich davon *Üürbsi*. Das sind nur einige der vielen Bezeichnungen für den spindelförmigen Überrest eines Apfels mit Fliege, Kernhaus und Stiel. Übrigens sieht man das sehr schön auf der Seite 150 des «Kleinen Sprachatlasses der deutschen Schweiz» (6. verbesserte Auflage, Frauenfeld 2015).

Die aufgeführten Formen gehen zurück auf die mittelhochdeutsche Form *grobiz*, die man als Ableitung des Eigenschaftswortes *grob* deuten könnte. *Grobiz* "das Grobe" wäre das, was man nicht essen kann. Nur ist das alles sehr unklar, weil sich nicht alle Lautformen auf diese Art erklären lassen. Auf Hochdeutsch heisst dieser Rest übrigens *Griebs*. Man sagt auch dem Adamsapfel so, weil das eben der Griebs jenes Apfels sein soll, den Eva dem Adam zu essen gab und dessen Rest ihm im Hals stecken geblieben ist. Seiher haben die Menschen, laut dieser Geschichte, einen Griebs, einen Adamsapfel.

Mehr zur Sprache und Kultur der Küche in meinem Buch «Da hast du den Salat».

Tue doch nid eso groossgchotzet?

Warum sagen wir *tue doch nid eso groossgchotzet*, wenn wir jemanden grob anfahren und ihm bedeuten, er solle nicht so angeben bzw. hochmütig und blasiert tun. Im «Berndeutschen Wörterbuch» ist *grossgchotzet* «hochmütig, parvenuhaft» unter dem Stichwort *gross*, im «Zürichdeutschen Wörterbuch» steht bei *groossgchotzet* «angeberisch, prahlerisch» die Bemerkung «vulgär» und der Beispielsatz: *Er tuet eso groossgchotzet*. Auch im «Obwaldner Mundart-Wörterbuch» finden wir *groossgchotzet* «angeberisch». Das Wort ist also in unseren Mundarten gut bekannt. Auch im Internet finden wir viele Belege, vor allem in Foren, z. B. im «toeff-forum.ch»: «Du seisch da grosskotzet dassi kei ahnig han vo was ich rede.» Auch die hochdeutsche Übersetzung *grossgekotzt* ist gang und gäbe, z. B. schreibt die Klatschkolumnistin Maja Zivadinovic im «Tagblatt der Stadt Zürich» vom 17.10.2014: «Klingt grossgekotzt, ist grossgekotzt und trotzdem wahr.»

Doch *grossgekotzt* ist ein Helvetismus, die gemeindeutsche Entsprechung heisst *grosskotzig*. «20Minuten» titelt am 2.3.2014 zum Thema «Pocher am Opernball»: «Sowohl grosskotzig als auch rassistisch».

Im «Deutschen Wörterbuch» und in älteren Quellen finden wir *grosskotzig* nicht. Laut dem «Handlichen Wörterbuch der deutschen Alltagssprache» von Heinz Küpper soll das Wort im 19. Jahrhundert aufgekommen sein, und Küpper behauptet, es soll verwandt sein mit «grosse Brocken spucken», weil *spucken* ja als Synonym zu *kotzen* verwendet werden kann. Anderer Meinung bezüglich seiner Herkunft ist Hans Peter Althaus in «Deutsche Wörter jiddischer Herkunft» von 2003. Das Wort *Grosskotz(en)* «Prahlers, Angeber» sei in Berlin aufgekommen, schreibt er, und eine Bildung zu jiddisch *kozin* «Richter, Magistratsperson, Anführer, Herr, Fürst, Reicher». Auch Siegmund A. Wolf stellt in seinem «Wörterbuch des Rotwelschen» *Kotz*, *Grosskotz* «Prahler» zu jiddisch *kozin* «Reicher». *Grosskotzig* ist demnach von *Grosskotz* abgeleitet. Das Duden-Wörterbuch «Die deutsche Sprache» von 2014 sieht es ebenfalls so. Natürlich verbinden wir das Wort heute, wenn wir es brauchen, mit *kotzen*, denn die jiddische Herkunft ist den meisten von uns nicht bekannt.

Übrigens sei noch erwähnt, dass es einst den Ort *Grosskotz* in Bayern gab, der heute *Grosskötz* heisst und Teil von *Kötz* ist.

Gumpist

In den Landvogtrechnungen von Thorberg von 1529/30 sind verrechnet: «300 und 1 fierling kabis zum gumbist auf s. Martinstag». Der Landvogt hat also dreihundert 325 Krautköpfe gekauft, denn ein Vierling ist der vierte Teil von 100. Er braucht sie, um *Gumbist* zu machen. *Gumbist* oder *Gumpist* meint «Eingemachtes», auf Kraut bezogen «Sauerkraut». Es ist ein Lehnwort, das über italienisch *composto* zurückgeht auf lateinisch *compos(itum)*. Im Mittelalter wurde das Kraut, entgegen der heutigen Praxis, vor dem Einmachen gesotten. Das ist aus vielen Quellen abzulesen, so aus einer Luzerner Quelle von 1300, in der angesprochen wird, «wer gumpost oder krut südet».

Das Wort *Gumpist* wurde auch im übertragenen Sinn gebraucht für «üble Sache, Unheil». Der reformierte Basler Dichter Pamphilius Gengenbach (1480–1525) schreibt in einem Text unter dem Titel «Ein frischer combist vom bapst und den seinen über Teutschland eingesalzen»: «Es ist ein gumbist ob dem für, da wirt manchem die brüe zu tür. Gar ordenlich ist er bereit, wol gesalzen und geleit, wer weiss, wer in aussessen will.»

E Haagge haa

Traue ich einer Sache nicht, weil ich weiss, dass sie mit Unannehmlichkeiten oder Schwierigkeiten verbunden ist, kann ich sagen: *Di Sach het e Haagge*. Das heisst bildlich gesprochen, an der Sache ist etwas, woran ich Schaden nehmen könnte.

Die Redensart findet man nicht nur in vielen Mundartwörterbüchern, wie z. B. im «Berndeutschen Wörterbuch»: *di Sach het es Hääggli, e Haagge* «eine Schwierigkeit», im «Simmentaler Wortschatz»: *es ischt den aber e Haagge derbi* «ein Hindernis» oder im «Jaundeutschen Wörterbuch»: *i wiis nit ob das nit a Haagge hät* «da ist vielleicht ein Problem». Auch im Duden-Buch «Redewendungen» ist die hochdeutsche Form *einen Haken haben* «eine verborgene, zunächst nicht erkannte Schwierigkeit haben» aufgeführt, wobei die Redensart als «umgangssprachlich» bezeichnet wird.

Die Redensart kommt bereits im Mittelhochdeutschen des hohen Mittelalters vor, denn bei Seifried Helbling, einem Dichter aus dem 13. Jahrhundert, der in der Nähe von Wien lebte, finden wir die Verse:

«Ich achte daz sie biderbe sî / und doch nicht arger liste vrî: / da si vil lihte ein hækel bî – ich vermute, dass sie rechtschaffen ist und doch nicht frei von Böswilligkeit: das ist vielleicht das Häklein daran.»

Mit dem Haken könnte der Angelhaken gemeint sein. Der Fisch sieht den Köder, aber nicht den Haken, an dem er baumelt und der ihm zum Verhängnis wird. Gestützt wird die Vermutung durch eine Stelle aus der «Geschichtsklitterung» des Elsässer Dichters Johann Fischart, die lautet: «Derhalben muss es ein ander häcklin haben, daran der fisch behang.» Johann Christoph Adelung nimmt die Redensart 1773 in seinen «Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches» auf: «Das Ding hat einen Haken, figürlich, im gemeinen Leben, es ist ein Hinderniss dabey, ein Aber, eine Bedenklichkeit.»

Auch heute ist die Redensart noch gang und gäbe. Der «Tages-Anzeiger» setzt am 22.11.2016 über eine Geschichte den Titel «Die Veggie-Wurst hat einen Haken» und die «Luzerner Zeitung» behauptet am 20.8.2017 «Der Erfolg der «Alpentöne» hat einen Haken».

Bimene Haar

Im Berndeutsch, das ich spreche, sage ich: *Itz hets mi bimene Haar verwütscht*, wenn ich meine «jetzt hat es mich fast, beinahe erwischt». Ich könnte also behaupten, dass man in der Mundart *bimene Haar* oder *bime Haar* sagt, im Hochdeutschen *um ein Haar*: *um ein Haar hätte es mich erwischt*. Einer genaueren Untersuchung hält diese Behauptung nicht stand. Das «Obwaldner Mundart-Wörterbuch» gibt für «beinahe» *bi menä Haar* und *um s Haar*, das «Baseldeutsch-Wörterbuch» von Suter: *by aim Hoor* und *um e Hoor*.

Wir könnten nun annehmen, *bimene Haar* sei in der Mundart älter und *um s Haar, um e Hoor* jünger und aus dem Hochdeutschen übernommen. Das trifft die Sache wieder nicht, denn *bei einem Haar* ist in der Schriftsprache sehr alt. Bereits im Jahr 1581 erzählt Georg Lauterbeck in seinem «RegentenBuch», dass Lycaon, der König der Arkadier, den Jupiter «bey einem Haar [...] geschlacht und gefressen» habe. Bis ins 19. Jahrhundert war *bei einem Haar* eine geläufige Form und in der Schweiz ist sie heute noch gebräuchlich, zum Beispiel in der «Aargauer Zeitung», wo wir am 21.3.2017 lesen konnten, dass die Laurenzenvorstadt «die Stadtkasse bei einem Haar in den Ruin getrieben» habe.

Um ein Haar taucht in der Schriftsprache nicht viel später auf als *bei einem Haar*, denn schon in den «Fliegenden Blättern» von 1614 finde ich den Ausdruck «um ein Haar hübscher». Gäbe ich mir mehr Zeit für meine Suche, müsste ich noch untersuchen, ob *bei einem Haar* und *um ein Haar* ursprünglich regionale Varianten sind. Aber eine solche Untersuchung ist sehr aufwändig und zeitraubend.

Weil unsere Haare so fein sind, brauchen wir sie in bildlichen Ausdrücken schon lange, um *beinahe, fast, ganz wenig, ganz und gar* oder *gar nicht(s)* zu sagen: *si gliiche sech uf ds Haar* «sie gleichen sich ganz und gar, zwischen ihnen ist kein Unterschied», *das isch mer hoorglich* «das ist mir ganz und gar egal», *das stimmt haargenau* «das stimmt ganz genau», *s chunt nüüd uf es Haar aa* «es kommt nicht so darauf an, es kommt nicht aufs Detail an», *si het im kes Haar gchrümmt* «sie hat ihm gar nichts getan», *wart mer grad es Hääri* «warte noch eine kleine Weile», *i ha nid es Häärli gfunge* «ich habe gar nichts gefunden», *das nimmt mi kes Häärli wunger* «das interessiert mich nicht im geringsten», *du chaisch no so phoute, es nützt dr Haar rein nüüt* «du kannst noch so darauf bestehen, es nützt nichts» – *Haar rein nüüt* höre ich heute nicht mehr –, *si bewegt sech kes Haar* «sie bewegt sich überhaupt nicht». Im Hochdeutschen kann man noch *etwas haarklein erzählen* «etwas bis ins letzte Detail erzählen», *etwas haarscharf nachweisen* «etwas ganz genau nachweisen» und *um Haaresbreite einem Unglück entkommen* «ganz knapp einem Unglück entkommen».

Auch im Französischen kennt man *à un cheveu près* bzw. *d'un cheveu* «fast, beinahe, um Haaresbreite», im Italienischen *a capello* «haargenau, aufs Haar», *essere a un capello da* «um Haaresbreite von etwas entfernt sein» und im Englischen *by a hair* «ganz knapp», *to a hair* «haargenau», *by a hair's breadth* «um Haaresbreite».

Es isch zum Haarööl seiche

Wer sich über etwas ärgert, kann in verschiedenen Deutschschweizer Mundarten sagen, *es isch zum Haarööl seiche*, *es isch zum Haaröl brünzle* oder *es isch zum Haaröl bisle*, was etwa so viel heisst, wie «es ist zum aus der Haut fahren, zum Haare raufen».

Ich finde die Redensart im «Senslerdeutschen Wörterbuch»: *as isch zum Haarööl pyschle* «zum Haare raufen», im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *s isch zum Haarööl säiche* «um aus der Haut zu fahren», im «Innerrhoder Dialekt»: *ischt ebe zom Hoorööl sääche* «das ist zum Verzweifeln» und im «Baseldeutsch Wörterbuch» von Suter: *s isch zuem Hooreel saiche und zuem Ryysneegel schysse* «es ist zum Davonlaufen». Sie ist auch heute noch gängig, sogar in hochdeutscher Übersetzung: «es ist manchmal schon zum Haaröl pissen», behauptet ein User auf «swissbikers.ch», und «mundmische.de» erklärt, *es ist zum Haaröl pissen* «wenn etwas nicht so läuft, wie man will, vor allem bei Mechanikern der älteren Generation zu hören».

Oft bin ich schon gefragt worden, woher diese Redensart kommt. Bis jetzt konnte ich die Frage nicht beantworten, deshalb will ich zusammentragen, was ich finde: Ein akademischer Sitzungsbericht von 1854 führt den Ausdruck *ich hau dich, dass du Baumöl sechst* auf. Das Buch «Volkssprache im Herzogtum Nassau» von 1862 erklärt: «*Baumöl seichen* vor Schmerz oder Ärger ist eine Redensart; in früherer Zeit steht in ähnlichem Sinne, aber auch mit der Bedeutung schlagen, abschmieren das Verbum *baumölen*.» In diesen Zusammenhang passt der Idiotikoneintrag, dass die Zollikoner Nachtbuben früher gedroht hätten, *ich schlaa di, bis d Öl säichsch*. In einem enzyklopädischen französisch-deutschen Wörterbuch von 1871 steht der Ausdruck *Baumöl seichen* «in grosser Bedrängnis sein». Laut dem «Wörterbuch der elsässischen Mundarten» ist ein *Ölseicher* ein «jähzorniger junger Mensch». Im «Rheinischen Wörterbuch» lese ich: *mach, sos hauen ich dich, datsde Bomualig* (Baumöl) *sechs*. Der Elsässer Josef Stroebel schreibt in «Erinnerungen eines Kollaborateurs» von 1983, «sie sollten geschlagen werden, bis sie Öl seichen».

Wie lässt sich das Gefundene zusammenfassen? Weit verbreitet, von der Hochsprache bis in die Dialekte, von Deutschland bis in die Schweiz, sind seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Redensarten *jemanden schlagen* oder *hauen, bis er (Baum)öl seicht* «jemanden fest verprügeln» und *(Baum)öl seichen* «in grosser Bedrängnis sein, Angst haben». *Baumöl* ist die alte Bezeichnung für «Olivenöl». Diese Redensart ist vergleichbar mit der seit dem 18. Jahrhundert belegten französischen Redensart *faire pisser vinaigre à quelqu'un* «jemandem drohen, grosse Angst einjagen». Bei Rabeleis findet sich im 15. Jahrhundert bereits der Ausdruck *chier vinaigre, pisser vinaigre* für «aus Verzweiflung die Hosen voll machen».

Weshalb aus dem französischen Essig deutsches Baumöl wurde, lässt sich aus den Belegen nicht erklären. Vielleicht ist *Baumöl* eine Verhüllung von *Blut*, denn man kann ja jemanden schlagen, bis er Blut uriniert. Dass das Wort *Baumöl* ausser Gebrauch kam, könnte erklären helfen, weshalb *Baumöl* durch *Haaröl* ersetzt wurde. Ausserdem ist die Scham behaart, also könnte Urin als *Haaröl* bezeichnet werden. Doch dafür gibt es keine Belege. Zudem bleibt der Prozess der Umformulierung und der inhaltlichen Veränderung der Redensart von der Drohung *ich hau di, bis d Haarööl seichsch* zum Ausruf des Ärgers *es isch zum Haarööl seiche* im Dunkeln.

Habermarch

Im wunderbaren Buch «Kinderlieder der deutschen Schweiz» von 1926, in dem Gertrud Züricher Tausende von Kinderversen gesammelt hat, ist ein Vers in sechs Varianten aufgezeichnet, der im Bernbiet, im Solothurnischen, Aargauischen und im Zürichbiet vorkam. Auch im Elsässischen ist der Vers bekannt. Sogar in Johann Peter Hebels "Alemannischen Gedichten" von 1803 finden wir schon einen Hinweis auf den Vers, denn im Gedicht "Der Schmelz-Ofen" lauten zwei Verszeilen: "Sug amme Störzli Habermarch, / Habermarch macht d'Buebe stark." Er lautet in der Zürcher Variante laut dem «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *Habermarch macht d Buebe starch, Suurumpäiss macht d Mäitli fäiss*. Das Wort *Suurumpäiss* oder *Suurebeiss* bezeichnet die Sauerampfer. Es ist gebildet aus den Wörtern *suur* und *enbeiss*, das aus dem alten Verb *enbiissen* «essen» abgeleitet ist. Es meint also «sauer zu essen».

Mit *Habermarch*, älter *Habermalch* ist der Wiesenbocksbart (*Tragopogon pratensis*) gemeint. *Habermarch* hat einen hohlen Stengel und schmale, spitze Blätter, die den ganzen Stengel umfassen. Die Blüte ist ein gelbes Körbchen. *Habermarch* kann man essen; der junge

Pflanzentrieb ist spargelähnlich, aus den Blättern kann man Salat machen und die Wurzeln kochen. Weshalb der Wiesenbocksbart in vielen Mundarten *Habermarch* heisst, weiss man nicht.

Der schöne Kindervers weist also auf zwei Wildkräuter hin, die man früher sammelte und ass. Vor allem im Salat hatte es bis in die frühe Neuzeit neben gezüchteten Salatpflanzen auch immer Wildkräuter. Jetzt ist bald Bärlauchzeit und die Zeit des jungen Löwenzahnkrauts, das ich immer mit Leidenschaft sammle und das einen herrlichen, gesunden Salat gibt.

Da sieht es aus wie bei Hempels unterm Sofa

Vor kurzem erzählte ich in Zürich Wollishofen über Redensarten und ihre Geschichten. Unter den Zuhörern waren auch zwei Frauen, die in Deutschland aufgewachsen sind. Beide sagten mir, dass sie die Redensart *das sieht ja aus wie bei Hempels unterm Sofa* «was für eine Unordnung» gut kennen. Es gibt sie auch in der Form *wie bei Hempels unterm Bett* bzw. *unterm Wohnwagen* oder *in der Küche* oder *wie bei Hämpels unterm Sofa*. Da sie mir völlig unbekannt ist, will ich im Folgenden darlegen, was ich über sie herausgefunden habe.

Das Duden-Buch «Redewendungen» führt auf *wie bei Hempels unterm Sofa* «von heilloser Unordnung zeugend, chaotisch» und erklärt: «Das Wort <Hempel> ist eine Nebenform zu <Hampel> und bezeichnet einen groben, einfältigen, unkultivierten Menschen.» Im «Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten» von Lutz Röhrich ist sie nicht aufgeführt. Hartwig Lödige erzählt in seinem Buch «Tesa, Tuc und Teddybär» von 2002 folgende Geschichte, die von Lorenz Hagenbeck, dem Sohn von Carl Hagenbeck (1844–1913), stammen soll :

«Wie Sie wissen», so wird Lorenz Hagenbeck zitiert, «haben die Artisten in aller Welt eine besonders hohe Meinung von Moral, Ordnung und Sauberkeit. Überall, wo wir mit unserem Zirkus erschienen, fanden wir daher vorbildliche Verhältnisse einer Gemeinschaft von Varieté- und Zirkuskünstlern, von Schaustellern und anderen Vertretern des fahrenden Volks. Nur einmal tanzte um die Jahrhundertwende in einer süddeutschen Stadt ein Budenbesitzer namens Hempel aus der Reihe, der regelmässig Müll und andere Abfälle unter seinen Wohnwagen anstatt in die verordneten Behälter kehrte. Es gelang uns schnell, die Ordnung wiederherzustellen und ihn nach vergeblichen Ermahnungen mit Hilfe der Stadtverwaltung des Geländes zu verweisen. Was von ihm übrigblieb, war ein dunkler Fleck auf dem Rummelplatz und die Redensart.»

Ob die Geschichte stimmt oder nicht, weiss ich nicht. Mehr ist leider über die Herkunft der Redensart nicht herauszubekommen. Sie scheint jedenfalls sehr jung zu sein; eine gewisse Verbreitung zeigt sich erst seit den 1970er Jahren. Heute ist die Redensart beliebt. In der Wochenzeitung «Junge Freiheit» vom 19. März 2004 ist ein Artikel mit «Wie bei Hempels unterm Sofa» überschrieben. Die «Bergedorfer Zeitung» vom 14. April 2014 überschreibt einen Artikel, der erzählt, was eine Putzfrau unter dem Sofa so alles findet, mit «Wie bei <Hempels unterm Sofa>». Sogar die Schweizer «Jungfrau Zeitung» vom 14. September 2009 setzt über einen Artikel, der ein Konzert des Bläserquartetts Hempel bespricht, «Bei Hempels unterm Sofa». Das Quartett spielte das Stück «Bei Hempels unterm Sofa», das Ulrich Nehls, ein Kirchenmusiker und Musiklehrer aus Husum, 2002 komponiert hatte.

Hokuspokus

Im Englischen finden wir das Wort *hocus-pocus* zuerst. Im frühen 17. Jahrhundert – der früheste Beleg ist laut dem «Chambers Dictionary of Etymology» 1624 – bezeichnet es jede Art von Zauberer und Taschenspieler. In den 1630er Jahren ist es belegt als Bezeichnung für Zauberei und Taschenspielerei. Im Jahr 1654 erscheint es bereits im Titel eines Lehrbuchs für Taschenspielerei: «Hocus Pucus Junior. The Anatomie of Legerdemain or the Art of Juggling». So gelangt es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ins Deutsche. Wilhelm Ernst Tentzel schreibt zum Beispiel in seinen «Monatlichen Unterredungen einiger guter Freunde» von 1689: «Also hat neulich einer den Aristotelem gar zum Taschen-spieler gemacht / der mit seinem Hocus Pocus die Leute so lange betrogen / biss Cartesius kommen / und sie besser informiret.»

Lange wurde behauptet, der Ausdruck *hokuspokus* sei aus der lateinischen Formel *hoc est corpus meum* «dies ist mein Körper» der katholischen Messe abgeleitet, ohne dass es dafür klare Beweise gab. Noch schwieriger macht die Suche nach dem Ursprung, dass die Formel bereits im 17. Jahrhundert in der Form *Hogges und Pogges* sowie *okosbokos* vorkommt, und zwar in Matthias Abele von und zu Lilienbergs «Seltzamen Gerichtshändeln» von 1668, «das Hogges und Pogges einer verschraubten oder zweifelhaftigen Rede», und in «Ein Edelgestein der Artzeney» von 1661, wo wir von «Okosbokos Medicos» lesen. Im 18. Jahrhundert kommen dann noch die Formen *oxbox* und *Okes Bokes* bzw. *Okes boks* hinzu.

Etymologen begannen nun an der Hypothese zu zweifeln, dass *hokuspokus* aus *hoc est corpus meum* abgeleitet sei. Vielleicht waren viel eher die Bezeichnungen der Opfertiere *Ochs* und *Bock* im Spiel. Bereits 1870 merkte man im «Handwörterbuch der deutschen Sprache» von Chr. Wenig unter dem Stichwort *Hokuspokus* an: «Unverständliche Wörter, in denen vielleicht Ochs und Bock als Namen von Opferthieren stecken können.»

Noch viel älter ist ein in Prag gefundener Pergamentzettel eines Amuletts. Er stammt aus dem 14. Jahrhundert. Auf dem Zettel stehen die Worte:

«† Im Namen † des Vaters † und des Sohnes † und des Heiligen Geistes †. Im Berge † Kelion † ruhen sieben Schläfer: Maximian † Martinian † Malkus † Konstantin † und Dionisius † Seraphion † und Johannes. Herr Jesus Christus geruhe diese Dienerin Dobroslava vom fünftägigen Wechselfieber zu befreien. Pax † nax vax sei dieser Dienerin Gottes Heilmittel. Amen»

Hat dieses *Pax nax vax* etwa auch mit *hokuspokus* zu tun? Man weiss es nicht. Die Herkunftsfrage der Zauberformel *hokuspokus* ist also nicht gelöst. Wir sind nach wie vor weit davon entfernt, sie beantworten zu können.

Höri-Bülle

Die *Höri* ist eine Halbinsel zwischen den Städten Radolfzell und Stein am Rhein. *Bülle* sagt man auf der Höri der Zwiebel, so wie man in einigen Schweizer Dialekten *Böle* sagt. *Bülle* ist aber nicht, wie Wikipedia behauptet, «die im Alemannischen gebräuchliche Benennung für Zwiebel», denn ich bin als Berner auch Alemanne und sage *Zibele*, die Basler Alemannen sagen *Ziibele*. Beide Bezeichnungen gehen zurück auf spätlateinisches *cepulla*. Einmal wurde *cepulla* auf der ersten Silbe betont und das führte zu *Zibele*, einmal wurde es auf der zweiten Silbe betont, *ce-* fiel weg und es entstand *Böle* oder eben *Bülle*.

Die Website der Gemeinde Moos (www.moos.de) klärt uns über die Höri-Bülle auf:

«Diese rote Zwiebel darf nur auf der Höri angebaut werden. Im Vergleich zu anderen roten Zwiebeln ist ihre Farbe viel heller, geht eher in Richtung rotbraun. Von der Form her ist sie relativ flach und bauchig. Im Geschmack ist sie besonders aromatisch, mild und doch unaufdringlich scharf - bestens für den rohen Verzehr geeignet. Eine Besonderheit ist auch, dass die rote Farbe beim Schneiden der Bülle nicht abfärbt und man bei weitem nicht so viel dabei weinen muss. Doch das besondere Liliengewächs ist eine Diva. Druck mag sie gar nicht. Bei der Aufzucht und Pflege der anspruchsvollen zarten Höri-Bülle dominiert immer noch Handarbeit. Alle Produzenten verwenden nur selbsterzeugtes Saatgut. In den Gemüsebauernfamilien sind es meistens die Vertreter der älteren Generation, die sich übers Jahr der arbeitsintensiven Nachzucht und Pflege der Samen widmen.»

Hoffentlich gibt es die schöne und gute Höri-Bülle, die glücklicherweise noch nicht einem Saatgut-Grosskonzern gehört, noch lange. Das Büllefest in Bankholzen fand am 2.10.2016 statt; den Bericht darüber sehen Sie im SWR-Fernsehen am 9.10.2016 um 18.45 Uhr.

Husfüürer

Vor kurzem begegnete ich im «Deutschen Provinzialwörterbuch» von 1792, geschrieben von Anton Edler von Klein, dem seltsamen Wort *Hausfeurer*, das er mit «Schwarzbrotbäcker» übersetzt und dazu anmerkt, es sei «Strassburger Kanzleystil». Ulrich Crämer berichtet 1931 in seinem Buch über die Verfassung und Verwaltung Strassburgs 1521–1681 zur Bäckerzunft: «Zu ihr gehörten [...] die Brotbäcker in der Hauptsache, einschliesslich der Hausfeurer (Husfürer).» Auch in Schlettstadt (Stadtrecht 1462), Freiburg im Breisgau, Aarau und Schaffhausen sind Hausfeurer urkundlich bezeugt. Weil mich das reizte und Strassburg in der Nähe von Basel liegt, schaute ich im «Idioticon Rauracum» (1768) des Baslers Jakob Spreng nach, das Heinrich Löffler herausgegeben hat, und las dort:

«*Hausfeurer*, nannte man ehedessen diejenigen Becker zu Basel, welche in der Stadt selbst wohnten, und den Bürgern ihr Hausbrot zu backen, dabey aber nur schwarzes Brot zu verkaufen pflegten: zum Unterschiede derjenigen Becker, welche in den Vorstädten oder in der kleinen Stadt (d. h. Kleinbasel) wohnten, und nur weisses Brot verkauften.»

War der Hausfeurer also ein Schwarzbrotbäcker und der Bäcker oder Pfister ein Weissbrotbäcker, fragte ich mich. Um mehr zu erfahren, gab ich unter ww.idiotikon.ch *Hausfeurer* ein und landete beim Artikel *Husfüürer*, der die Sache viel genauer erklärt. Er zitiert Spreng und erklärt darauf, im 14. Jahrhundert seien die Bäcker in Basel und Liestal in *Feilbäcker* und *Hausfeurer* geschieden gewesen. Das Liestaler Stadtrecht von 1411 unterscheidet zwischen «husfürer» und «weissbecken». Klar wird aus den Ausführungen, dass die *Hausfeurer* nur dasjenige Brot backen durften, das man ihnen zum Backen brachte. Sie durften also nicht selbst hergestelltes Brot verkaufen. Selbstverständlich hielten sie sich nicht an die Regel und gerieten mit den Bäckern in Streit.

In Zürich entwickelte sich eine ähnliche Aufteilung des Bäckergewerbes. Die *Husfüürer* oder *Husbecke* durften nur ihnen zugetragenen, gewirkten Teig verbacken. Weil die Bäcker ihnen das Handwerk legen wollten, legt die Zürcher Ratsverordnung von 1632 fest:

«Dieweil die gemeine Burgerschaft, rych und arm, sich bei den Hausbecken die Zyt her nit übel befunden, da sollen dieselben fürer beliben (d. h. weiterhin bestehen), also dass menklicher den Hausfeurere den Brot noch wyters ze bachen geben möge, von den Meister Pfisteren unverbindert. Welicher aber bei den Hausfeurere bachen lassen will, der solle das Mehl daheim knetten und den Teig zurüsten, und erst alsdann denselben den Husbecken bringen.»

Die Hausfeurer dürfen nicht Mehl entgegennehmen und das Brot selber Herstellen; sie sollen nur backen. Wirte dürfen nicht bei Hausfeurern backen lassen Sie müssen, das Brot, das sie den Gästen vorsetzen, bei den Pfistern kaufen. Das Brot der *Husfüürer* nannte man *Husbroot*, das Brot der Bäcker *Beckebroot*.

kalfaktere

Vor kurzem las ich in einer Geschichte des Senslerdeutsch schreibenden Autors Alfons Jungo den Satz: «Dää würd schöö flegere ù frage was wier da kalfakteret u gfygeretlet hiigi.» *Flegere* ist ein senslerdeutsches Wort und meint «schimpfen». Aber *kalfaktere* und *figureette* klingelten in meinen Ohren, denn ich hatte sie als Kind oft gehört. Beide meinten «an etwas herumhantieren, etwas anstellen». *Was hesch ume kalfakteret*, konnte man mich fragen, wenn ich etwas unsachgemäss behandelt und dadurch in Unordnung gebracht hatte.

Kalfaktern ist ein Verb, das in vielen Dialekten der Schweiz und Deutschlands bis ins Rheinland hinunter bekannt war und heute leider verschwindet. In der «Etymologie des Schwäbischen» ist seine Bedeutung angegeben mit «verleumden, verraten, verschwätzen». Laut «Rheinischem Wörterbuch» meint es «emsig umherlaufen, viel Wesens machen» und «schmeicheln, scharwenzeln», laut «Schaffhauser Mundartwörterbuch» «ein unstetes Leben führen» oder «wird reden, schwatzen über andere» und laut dem «Rheinwalder Mundartwörterbuch» «buhlen, den Mädchen nachstellen». Man sieht, das Wort hat viele Bedeutungen, meistens solche, die ein tadelnswertes Tun bezeichnen.

Kalfaktere ist entlehnt aus lateinisch *calefacere* bzw. *calefactāre*, was so viel heisst wie «warm machen, erhitzen», im übertragenen Sinn «erregen». Der Kal(e)faktor war im Kloster der Bruder, der für das Heizen zuständig war, oder ein Stubenheizer, der z. B. in Zunft- und Schulstuben für Wärme sorgte. Bis ins 19. Jahrhundert nannte man den Schulhausabwart oft Cal(e)factor.

Woher kommt denn die negative Bedeutung, die der Bezeichnung anhängt? Bereits Luther (1483–1546) schimpft in einem Text, die Adligen machten «aus irem Pfarrherr einen Calfactor und Stubenheisser / einen Bottenleuffer und Briefftreger». Aus dem Kalfakter, der ursprünglich eine klar definierte Arbeit verrichtete, wurde also mit der Zeit die dienstbare Seele, ein Aus- und Zuträger, einer, der sich für niedrige Dienste zur Verfügung stellt, der sich geschäftig gibt und auch bereit ist, für seine Herrschaft andere auszuspionieren. Im Buch «Eidgenössische Nachrichten» von 1798 ist ein Brief des Basler Oberstzunftmeisters Peter Ochs zitiert, in dem es heisst:

«Man sammelte sich statt guter fremder Zöglinge, einen Schwarm von Taugenichtsen, Sklavendienern, von Calfaktern und Landesverheerern.»

Komissioone mache, poschte

Wenn wir den täglichen oder wöchentlichen Einkauf machen, sagen wir heute meistens: *I ga ga iichouffe*. Diesen Ausdruck haben wir aus dem hochdeutschen *einkaufen gehen* entlehnt. Früher sagten wir im Berndeutschen, in dem ich aufgewachsen bin, *i ga ga Komissioone mache* oder, sozusagen als Koseform, *i ga ga Komere mache* bzw. *i ga ga kömerle*. Diesen Ausdruck haben wir aus dem französischen *faire les commissions* entlehnt. Französisches *commission* mit der Bedeutung «Auftrag, Besorgung» geht auf lateinisches *commissio* zurück.

In vielen Dialekten sagt man jedoch *ich gang go poschte*. Um *poschte* zu erklären, müssen wir bei *Poscht* beginnen; *poschte* ist von *Poscht* abgeleitet. Bei *Poscht*, *Post* kommen Bezeichnung und Sache aus dem Italienischen, wie viele andere Bezeichnungen, die mit dem Verkehrs- und Postwesen zu tun haben, z. B. *Porto*, *franko* und *Kurier*. Auf den Posttrouten baute man einst Stationen, um Boten und Pferde auszuwechseln und nannte sie *posta*, entlehnt über das Italienische aus lateinisch *posita statio* oder *posita mansio*. Später übertrug man die Bezeichnung *Post* auf die ganze Beförderungseinrichtung, und so kam es im 15. Jahrhundert ins Französische sowie ins Deutsche. Da nannte man die ganze Beförderungseinrichtung, das Amt und das, was man versandte, einfach *Post*. Im älteren Deutsch der Schweiz meinte *in posten wys* befördern, mit einem berittenen Eilboten befördern. Ab dem 17. Jahrhundert nannte man Kinder, die Botengänge besorgten, *Poschtbuebe* und *Poschtmeitli*. Und es entwickelte sich das Verb *poschte* für «Botendienste besorgen». Ursprünglich meint also *poschte* «einen Botengang machen», erst im übertragenen Sinn erhielt es die Bedeutung «Einkäufe besorgen».

Heute gibt es noch ein gleichlautendes Verb *poschte*, das von englisch *to post* entlehnt ist. Es meint "sich mit Fragen, Antworten, Kommentaren an Newsgroups beteiligen" oder "bei Gruppenarbeiten einen Zettel an einer Flipchart anbringen".

Krähane

In einem Buch las ich den Satz: «Der *Wümmet* dauerte eine ganze Woche; er wurde mit dem geräuschvollsten Fest des Jahres, dem *Krähahnen*, abgeschlossen.»

Der *Krähane*, *Chrähane*, oder *Endchrähane* war ein Festessen, das «der Bauer nach Schluss der Ernte seinen Werkleuten» gab, schreibt das «Schweizerdeutsche Wörterbuch», z. B. nach Schluss der Heu- und Getreideernte, insbesondere der Weinlese. Es ergänzt, dass dabei «die Nacht mit allerlei Ergötzlichkeiten, derben Spielen, Vexieraufgaben, neckischen Mummereien mit Umzügen von Haus zu Haus zugebracht» wurde.

Eine Quelle von 1582 berichtet: «Wie bei uns der bruch ist, das man nach der ernd den schnitteren und anderen die sichellege oder wie man's anderschwo nennt, den krey- oder schnitthanen gibt, wenn der herbst hinüber ist.»

Zur Bedeutung des Namens lesen wir im Wörterbuch: «Die Benennung wird entweder von dem unmittelbar nach beendigter Weinlese oder Ernte stattfindenden fröhlichen Jauchzen (gleichsam Krähen) der Arbeiter oder noch häufiger von der Dauer des Festschmauses bis zum Krähen des Hahns gedeutet. Sache und Benennung gehen aber in das germanische Altertum zurück. Der Hahn war ursprünglich ein dem Gott Donar gebrachtes Opfer, welches gemeinschaftlich verspeist wurde. Der Hahn musste ein gewisses Alter haben, musste bereits krähen, also ein Kräh-Hahn sein.»

Zu ergänzen bleibt nur noch, dass *Krähahn*, *Kraehahn*, *Krehan* ein Familienname ist, wie auch ein Haus- und Flurname.

Kürbis

Wir geniessen ihn gern in Suppen, im Risotto und auf Flammkuchen, als Püree oder Salat – es gibt eine ganze Kürbis-Küche. Der Kürbis ist ja unübersehbar. Ganze Wagenladungen stehen im Herbst an Strassenrändern, auf Märkten und in Kaufhäusern ist er ein begehrtes Gemüse. Als Kind habe ich in den 1950er und 1960er Jahren nie Kürbis vorgesetzt bekommen. Niemand verkaufte ihn, man sah und ass ihn nicht. Mancherorts verfütterte man ihn den Schweinen.

In der deutschen Sprache kommt der Kürbis bereits ab dem 9. Jahrhundert vor als *kurbiz*, der im *kurbiz-garto* «Kürbisgarten» wuchs. Das Wort ist entlehnt aus mittellateinisch *curbita* oder *cucurbita* «Flaschenkürbis». Also war diese ganze orange, rote, gelbe und dunkelgrüne Herrlichkeit schon damals vor den Augen der Menschen ausgebreitet?

Nein! Die Kürbisse waren damals grün und hatten weisses Fleisch. Es waren Flaschenkürbisse der Gattung *Lagenaria*, die ursprünglich wohl aus Afrika stammten. Die meisten Kürbisse, die wir heute essen, die orangen, roten, gelben und grünen mit dem meist orangen oder gelben Fleisch, gehören zur Gattung der *Cucurbitaceae* und kommen aus Amerika. Sie gelangten also erst nach der Entdeckung der neuen Welt zu uns, d. h. im 16. Jahrhundert. Und es dauerte einige Zeit, bis sie bei uns in den Gärten wuchsen.

In Martin Luthers «Gantzer Heiligen Schrifft Deudsch» von 1545 lesen wir im 4. Buch Moses 11.5: «Wir gedencken der Fische / die wir in Egypten umb sonst assen / und der körbis / pfeben / lauch / zwibel und knoblauch.» Was Luther 1545 *körbis* und *pfeben* nennt, heisst auf Hebräisch *kuschijim* und *abattichim*, und das sind *Gurken* und *Melonen*. Bei den *Gurken* muss man sich nicht unsere Gartengurke vorstellen, sondern die sogenannte *arabische Gurke* (*cucumis Chate L.*), die behaart ist, und sowohl roh als auch gekocht gegessen werden kann. *Abattichim* sind nicht etwa süsse Charentais- oder Cavaillon-Melonen, sondern *Wassermelonen*, die in Ägypten heute noch *al batich* genannt werden.

Hinter Wörtern steht manchmal nicht das, was man sich gemeinhin vorstellt.

Latwäri

Im Internet stolperte ich vor kurzem über ein Rezept für Honig aus Tannenschösslingen, den die Rezeptschreiberin, eine Appenzellerin, in ihrem Dialekt *Latwäri* nennt. Andere nennen eingekochten Saft von Früchten, z. B. Holunderbeeren, Birnen oder Kirschen, *Latwäri*.

Eine *Latwäri*, *Latwäre*, hochdeutsch *Latwerge*, war in der Medizin des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit ein medizinischer Brei oder Dicksaft. Man verschrieb Pulver, Tränke und Latwergen zum Einnehmen. In seinem «New Artzney Buch» von 1592 zählt der Arzt Christoph Wirsung 56 Latwergen auf, von der «Latwergen das kalt und feuchte Haupt zu erwärmen» über die «Latwerg beyder fruchtbarkeit / der Mann und Weiber zu fürdern» bis zur «Latwerg das Hertz in der Pestilentz zu stercken». Noch in der «Heilsamen Dreck-Apotheke, wie nemlich mit Koth und Urin die meisten Krankheiten und Schäden glücklich geheilet worden» (1847) von Franz Christian Paullini und Johann Heinrich Meibom werden Latwergen verschrieben.

Das Wort *Latwerge*, das bereits im 12. Jahrhundert als *latwārje* ins Deutsche kam, ist entlehnt aus lateinisch *ēlect(u)ārium* «Heilsaft», das seinerseits aus griechisch *ekleiktón* «(flüssige) Arznei», abgeleitet von *ekleíchein* «auslecken», abgeleitet wurde.

Lohmehl – Loomääl

Vor einigen Tagen fragte mich eine Bekannte, was *Lohmehl* sei und ob man das essen könne.

Lohmehl oder *Lohe* ist Mehl aus Baumrinde, das zur Herstellung von Leder gebraucht wurde. Das Wort *Lohe* geht wie *Laub* auf eine Wurzel mit der Bedeutung «abreissen, abschälen» zurück. Für das *Lohmehl* verwendete man vor allem Rinde von 12- bis 18-jährigen Eichen. Man trocknete sie und verstampfte sie dann unter den wassergetriebenen Hämmern der *Lohmehlstampfe* oder *Stampfi* zu einem feinen Mehl.

In der Grube streute der Gerber zuerst eine Schicht Lohe auf den Boden, legte darüber eine Schicht gereinigter Tierhäute und darauf wieder schichtweise Lohe und Tierhäute, bis die Grube voll war. Auf die oberste Schicht legte er mit Steinen beschwerte Bretter. Dann tränkte er die Grube, d. h. er liess Wasser zulaufen. Nach zwei bis drei Monaten waren die Gerbstoffe in die Häute eingedrungen und der Vorgang wurde wiederholt, bis die Häute ganz gegerbt waren.

Für Tier und Mensch diente das Lohmehl auch als Heilmittel. In der «Medicinish-chirurgischen Zeitung» von 1798 lesen wir:

«Ein Kranker, der schon über ein Jahr einen Leistenbruch hatte, und desswegen ein Band trug, wurde durch Säckchen aus Lohmehl mit rothem Wein befeuchtet gründlich geheilt, so dass er nach einem halben Jahre alle mögliche Geschäfte ohne Band verrichten konnte.»

Wi dr löötig Tüüfu

Wenn ein Tier oder ein Mensch in meiner Jugendzeit in den 1950er Jahren tobte und nicht zu bändigen war, sagte man im Berndeutschen, das ich spreche: *dää* oder *daas tuet wi dr löötig Tüüfu* oder *wi dr luter löötig Tüüfu*. *Si isch bleich wi dr löötig Tood*, sagte man von einer totenbleichen Frau, eine Trauernde weinte *ds purluter löötige Wasser*, und einen Dummkopf nannte man *e löötigen Esu*. Man sagte auch, *d Härdöpfu cha me doch nid löötig ässe, da bruucht Sauz u Anke derzue*. Oder: *Si het im nüüt möge gönne, dr luter löötig Verbouscht het se tribe*. Die Sankt Galler sagen hingegen: *tue wien e löötigi Zeine* oder *tue wie de baar Tüüfel*. Der Solothurner Albin Fringeli schreibt 1961: «S luterlötig Wasser isch em d Bagge abegluffe.» Im «Schaffhauser Mundartwörterbuch» lese ich: *Dän rännt si, we wän s löötig Füür hindere häär wäär*. Eine Prättigauer Geschichte von 1884 erzählt von etwas, das «di baar löötig Hüchely» ist.

Woher kommt das Wort *löötig* im Sinn von «völlig, rein», das man, je nach Dialekt, zu *luter löötig* oder *baar löötig* verstärken und für sehr vieles brauchen konnte?

Lötig ist eine Ableitung von der Gewichtseinheit *Lot* und meinte, auf Edelmetalle bezogen, ursprünglich «dem vereinbarten oder vorgeschriebenen Edelmetallgehalt entsprechend, vollwichtig». Im Urkundenbuch von Freiburg im Breisgau lautet ein Eintrag von 1282: «siben hundert marke lötiges silbers friburger geweges», wobei *friburger geweges* «Freiburger Gewicht» heisst. Man brauchte ja bis ins 19. Jahrhundert noch nicht überall die gleichen Masse und

Gewichte, deshalb wurde mit Ausdrücken wie *Freiburger, Steyrer, Basler, Diessenhofer Gewäge* ausgedrückt, dass mit den am Ort gebräuchlichen und geeichten Gewichten gewogen wurde.

Aber bereits ab dem 16. Jahrhundert wurde das Wort *lötig* im übertragenen Sinn gebraucht mit der Bedeutung «rein, lauter, völlig». So schreibt Johannes Mathesius in seiner «Bergpostilla» von 1578 von der richtigen Lehre in der Kirche, sie sei «lauter lötig und fein gold / und ein selige nütze lere / die nicht vergebens abgehet». Johann Cambilhorn ereifert sich 1619 über «lauter lötig Jesuiterbuben / das seynd Bürbelskinder / hat einer deren viel im Land / so seynds ärger als 10 Legion Teuffel». Heute stirbt das früher sehr häufig gebrauchte Wort auch in den Dialekten aus. Man hört und liest es kaum mehr.

Lüürebrüejj und Muckefuck

Einen schlechten, dünnen oder abgestandenen Kaffee nennt man in vielen Mundarten der deutschsprachigen Schweiz *Lüürebrüejj*, *Lüürekafi* oder *Lüürliwasser* bzw. *Glüürliwasser*. Der erste Wortteil der Zusammensetzung, *Lüüre*, *Lüürli*, ist in der Schweiz seit dem 16. Jahrhundert belegt. In einer Quelle aus dem Jahr 1535 lesen wir: «Den durst löscht mêt der wasserkrueg als sunst ein heillos lürlis trank.» Und der Zürcher Reformator Heinrich Bullinger schreibt 1561: «Der Herr hat die hochzyt (zu Kana) begaabet nit mit öpfeltrank, mit lüren oder wasser, sonder mit wyn.»

Lüüre nannte man in der Regel verdünnten Wein oder Wein, den man aus der Nachpressung von mit Wasser versetztem Trester erhielt. «Layren (lat. lora), auch Glaurenwein, ergeben die mit Wasser begossenen und nochmals ausgestösselten Weintrauben», lesen wir in einer Quelle von 1709. Die Herkunft des Wortes ist angedeutet, es ist eine Entlehnung aus lateinisch *lora* «Tresterwein».

Im Hochdeutschen wird ein schlechter Kaffee oder ein Kaffee, der mit Ersatz gemacht ist, ein Blümchenkaffee, oft *Muckefuck* bzw. *Muggefugg* genannt. Den frühesten Beleg für *Muckefuck* finde ich im Buch «Die O'lumpiade, oder die eilf Stück vom Glück der Rheinischen Social-Republic» des Heimatschriftstellers und Volksliedforschers Anton Wilhelm von Zuccalmaglio. Dort ist die Rede von einem Kaffee, der «ist so schwarz, wie eine Katz', / Und Zucker genug darin, mein Schatz! / Von Muckefuck und Zuckerei / Ist er als wie ein Auge frei.» Da ist also schon von einem Kaffeegetränk die Rede; woraus es gemacht ist, wissen wir nicht.

In vielen etymologischen Schriften und anderen Büchern wird behauptet, das Wort, das offenbar aus dem Rheinland stammt, sei eine Entlehnung aus französischem *moka faux*. Das lässt sich nicht belegen und das kann nicht sein, denn der französische Ausdruck lautet *faux moka*. Bereits in einer Quelle aus dem Jahr 1846 ist von einem Getränk zu lesen, «que l'on peut appeler le faux Moka». Und im Jahr 1892 ist vom «faux Moka d'Afrique» die Rede. Ursprünglich bezeichnete *Moka* im Französischen den Kaffee aus der jemenitischen Hafenstadt Moka.

Das «Pfälzische Wörterbuch» macht einen zweiten Vorschlag, um die Herkunft des Wortes zu erklären: Es sei gebildet aus *Mucken* «brauner Holzmulm, braunes Geriesel aus verfaultem Holz» und aus *fuck* «faul». Im Nachtrag zum «Rheinischen Wörterbuch» wird erklärt, *Muckenfuck* sei brauner Mulm, der sich in faulen Baumstümpfen, genannt *Muken*, bilde und der als Zusatz zu Blumentopferde diene. *Muckefuck* als Bezeichnung für dünnen Kaffee oder Kaffeeersatz wäre demnach eine übertragene Bedeutung. Leider sind die einzigen Quellen für diese Erklärung der

Nachtrag zum «Rheinischen Wörterbuch» und die «Zeitschrift für germanistische Linguistik» (16–17/1988), in der steht: «*Muckenfuck* brauner Holzmulm als Torfersatz und übertr(agen) Kaffeersatz, schlechter Kaffee.»

Die Sache ist also schlecht belegt, aber recht glaubwürdig.

Magebroot

Unter *Magebroot* verstehen wir heute ein in Stücke geschnittenes Lebkuchengebäck, das mit einer braunen Zuckerglasur überzogen ist. Das war nicht immer so. Eines der ältesten mir vorliegenden Rezepte ist für «Gutes Magenbrod», und zwar aus der «Gelehrigen Hauswirtin» von 1807, einem Buch, das im schwäbischen Reutlingen gedruckt wurde. Es lautet so:

«Läutere 1 Pfund Zucker in einem Glas voll Rosenwasser in einer messenen (messingenen) Pfanne bis er einen Faden spinnt, probire ihn auf einem Teller, wann er hart ist, so ist er gut, 1 Loth Zimmet, 1 Quintle Nägelein, eine ganze geriebene Muskatnuss, ein Quintlein Muskatblüthe, von 2 Zitronen die Schale, und von einer Pomeranze die Schale, 8 Loth Zitronat, 4 Loth Mandel, dieses alles länglicht geschnitten, das Gewürz aber gröblicht gestossen, lasse alles dieses mit dem geläuterten Zucker kochen, wie ein weiches Ey, netze den Model oder Form mit Zimmetwasser, lass es eine Stunde in der Form stehen, dann stürze es auf ein Brett um, so kannst du es schneiden wie du willst; streichs ein wenig mit Zitronensaft.»

Das sind Gwürzzuckerplättchen, sogenannte Morsellen oder Magenmorsellen, wie sie heute noch auf der Basler Herbstmesse verkauft werden.

Ganz ähnlich ist der «Magen-Confect», den Krünitz 1801 in seine «Oekonomische Encyclopädie» aufgenommen hat. Aber er gibt auch ein Rezept für «Stärkendes Magen-Confect»:

«Man nimmt hierzu ein Pfund ganz klar gestossene Mandeln, eben so viel ganz fein zu Pulver geriebenen und gestossenen Zwieback, und zwei Pfund durchgeseibten Zucker; acht Loth eingemachten Ingber, vier Loth Zimmet; zehn bis zwölf Gran orientalischen Moschus, ein halbes Drachma Citronenessenz.

Das Gewürz stösst man klein, und den Ingber macht man auch so klein als möglich, mischt alles gut unter einander, und drückt es ebenfalls in hölzerne Formen, lässt es bey gelindem Feuer in einer Tortenpfanne trocken werden, so ist es fertig.»

Ein Gran sind etwa 800 Milligramm, eine Drachma etwa 5 Gramm. Das gibt nun ein lebkuchenähnliches Mandel-Gewürzgebäck, das unserem Magenbrot näherkommt als die Morsellen. Das Magenbrot, wie wir es kennen, ist ein Produkt des 20. Jahrhunderts und hiess zuerst Alpenkräuter-Brot.

Meertrübeli

Meertrübeli sage ich den Johannisbeeren, die so heissen, weil sie um den Johannistag, d. h. um den 24. Juni, reifen. Die Stadtbasler nennen traditionell die Rosinen *Meerdriibeli*; mit dieser

Bedeutung ist das Wort auch im «Baseldeutsch-Wörterbuch» (1984) von Rudolf Suter. Viele Quellen des 18. und 19. Jahrhunderts nennen eine bestimmte Art getrockneter Weintrauben *Meertrauben*.

Der zweite Wortteil von *Meertrübeli* ist die Verkleinerungsform von *Trube*. Der erste Wortteil bezeichnet das Meer und deutet darauf hin, dass man der Meinung war, die *Meertrübeli* seien über das Meer zu uns gekommen, wie die *Meersöili*, die in Südamerika beheimatet sind, und das *Meerroot*, das aus den Tropen stammt. Beim *Meertrübeli* stimmt das nicht; die Johannisbeere ist in Europa beheimatet und wird seit dem 15. Jahrhundert angepflanzt. Der «Hinkende Bot» von 1832 erzählt jedoch, sie seien von einer griechischen Insel zu uns gekommen. Eine Sage aus dem Luzernischen will sogar wissen, dass die von Schweden über das Meer zu uns gelangt sind.

Die Österreicher nennen die Johannisbeere *Ribisel*. Das Wort ist eine Entlehnung aus italienisch *ribes*, das auf mittellateinisch *ribes(ium)* zurückgeht, und dieses auf arabisch *rībās*.

Über ds Oor houe

Ich kann sagen: *Di het scho mängen über ds Oor ghoue, aber mii het si nid verwütscht. Öpper über ds Oor houe* «jemanden übervorteilen, betrügen» ist eine Redensart, die noch recht gut bekannt ist, und zwar sowohl im Hochdeutschen wie auch in der Mundart. Da sie jedoch weder im Idiotikon noch in den regionalen Mundartwörterbüchern aufgeführt ist, muss sie in den Mundarten eher jung sein und ist wohl aus dem Hochdeutschen entlehnt.

Im Hochdeutschen ist die Redensart bereits im 17. Jahrhundert belegt. In Jacob Döplers «Getreuem Rechnungs-Beamten» von 1680 lesen wir, dass Schäfer die Schafbesitzer «übers Ohr hauen» können mit Fellen von Schafen, die sie verspeist haben, aber behaupten, die Schafe seien an einer Krankheit gestorben. Den möglichen Betrug soll man am Zeichen erkennen, der in das Ohr des Schafes eingeschnitten ist:

«Wenn der Schnit oder das Zeichen an den Ohren rauch / auch die Haut über gewachsen und dicke ist: so ist es bey des Schafs Leben daran geschnitten. Wo es aber oben auf dem Schnit umhärtet und bloss ist / und zusammen geschrumpffen / so ist damit betrieglich verfahren worden.»

In einem Gespräch von 1751 sagt der Teufel zu einem Lutheraner, er werde einen Wiedertäufer «wieder bey Gelegenheit über die Ohren hauen und in den Sack schieben». In einem Buch von 1795 lesen wir, beim Handel sei es bald nur noch wichtig, «wie man einander am besten betrügen und über das Ohr hauen könne». Laut einem Deutsch-italienischen Wörterbuch von 1790 meint *übers Ohr hauen* «übertheuern», d. h. für etwas den Preis zu hoch ansetzen. Auch Daniel Sanders erläutert in seinem «Deutschen Sprachschatz» von 1877 *sich übers Ohr hauen lassen* mit «für etwas zu viel bezahlen».

Woher kommt diese Redensart? Johann Christoph Adelung führt sie in seinem «Grammatisch-kritischen Wörterbuch der hochdeutschen Mundart», das gegen Ende des 18. Jahrhunderts entstand, noch nicht auf. Im «Deutschen Wörterbuch» ist sie 1877 aufgeführt mit der Bedeutung «betrügen» und der Behauptung: «Doch wol zunächst einen betrüglichen hieb führen, der nach den Regeln der Fechtkunst nicht statt haben soll.» Obwohl die Autoren des Wörterbuchs mit der Wendung «doch wol» signalisieren, dass sie der Sache nicht ganz sicher sind, wird diese

Erklärung bis heute geboten, auch im Duden-Buch «Redewendungen» von 2002. Leider gibt es für die fechtsprachliche Herkunft von *übers Ohr hauen* keinen einzigen Beleg. Deshalb macht auch eine alternative Erklärung die Runde: Ungeschickte Schlachter würden das Schlachtvieh übers Ohr hauen, d. h. schlecht zerlegen, behauptete man. Doch dafür findet man ebenfalls keinen Beleg.

Meines Erachtens könnte Döplers «Getreuer Rechnungs-Beamte» von 1680 die Quelle für die Redensart sein. Das Buch war sehr populär und wurde bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts ergänzt und neu aufgelegt. Die Redensart hätte demnach mit den in die Ohren geschnittenen Zeichen von denjenigen Schafen zu tun, mit denen man einen betrügerischen Handel treiben wollte. Auffallen muss, dass die Redensart *übers Ohr hauen* in gewissen Quellen nicht einfach «betrügen» meint, sondern ganz speziell mit betrügerischem Handel zu tun hat, indem man für eine Ware mehr fordert als den rechten Preis. Erklärt man die Redensart so, kann man zumindest jene Quelle in Betracht ziehen, in welcher die Redensart erstmals vorkommt. Die Erklärung mit der Fechtsprache bleibt, solange sie unbewiesen ist, reine Behauptung.

päggelhäärig

War ich als Kind auf eine hartnäckige Art und Weise widerborstig, konnte man mir sagen: *Bis nid eso päggelhäärig*. Das Wort ist leider nicht im zweiten Band des «Idiotikons» vom Ende des 19. Jahrhunderts unter den von *Haar* abgeleiteten Wörtern. Aber im «Berndeutschen Wörterbuch» ist *päggelhäärig* «widerborstig» aufgeführt mit einem Beispiel aus Erwin Heimanns Buch «Bäremutz» von 1972: *Är syg [...] e päggelhäärige Chutz, wo näbe der Wält und näbe der Zyt vorby läbt*. Unter einem *Päggel* versteht man, laut «Berndeutschem Wörterbuch», einen Filzklumpen oder verfilzte, verklebte Wolle oder Haare. Laut «Idiotikon» ist es ein «Knäuel durch Unrat zusammengebackener Haare, an Menschen, an den Hinterbeinen des Schafes».

Als Kind lernte ich verstehen, weshalb das Wort *päggelhäärig* im übertragenen Sinn für «widerborstig» verwendet werden konnte. Ich musste, half ich im Stall eines Bauern aus, oft die Kühe striegeln. Den eingetrockneten Kot auf dem Fell hatte man rasch ausgestriegelt, aber die Kotklumpen, d. h. die *Päggle*, welche die langen Haare der Schwanzquaste verklebten, leisteten Striegel und Bürste hartnäckigen Widerstand, sie waren eben widerborstig. Das Wort *widerborstig* kam übrigens im 15. Jahrhundert aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche; *Widerborst* bezeichnete ursprünglich die aufgerichteten Haare erregter Tiere. Bereits im 16. Jahrhundert wurde *Widerborst* im Sinne von «widerspenstiger, widersetzlicher Mensch» gebraucht; in einem Text von 1569 lese ich, es «sollen die beysitzer nicht neidische / verdriessliche widerborsten» sein.

Das Wort *päggelhäärig* ist offenbar jung. Der älteste Beleg, der mir vorliegt, stammt aus Hans Zulligers Sagensammlung «Unghüürig» von 1924. In einer Sage ruft einer im Zorn einem anderen nach: «La gseh, pfäi di, Channebireshelm, elände! Han der neuis gstohle, Schnitzgrämpler, päggelhäärige!»

Ein junger Beleg für *päggelhäärig* ist im Protokoll der Wintersynode 2014 der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn: «Seid bäggelhaarig (widerspenstig).» Das «Züri Slängikon» führt *päckelhäärig* unter dem Stichwort «geizig» auf. Auch die Emmentaler Mundartautorin Hanny Schenker-Brechbühl braucht das Wort zweimal im Sinne von «geizig». Einmal in der

Erzählungssammlung «Es Hämpfeli Härd» von 1973: «Dass dä päggelhäärig Schnyder mi syr Chuppele Ching meh als gnue mues sperze, fallt nid esövel i ds Gwicht.» Dann in der Erzählungssammlung «Annemareili» von 1974: «Er nimmt si vor, i Zuekunft minger päggelhäärig z sy u chnület scho wähet der Predig e Batze füre usem Schiletäschli, ...»

Die Mundartwörterbücher führen es meistens mit der Bedeutung «widerborstig, widerspenstig» auf; z. B. der «Simmentaler Wortschatz»: *paggelhäärig* «widerspenstig», das «Brienzerdeutsche Wörterbuch»: *päggelhäärig* «widerborstig, unzugänglich», «Bödellitüütsch»: *päggelhäärig* «widerborstig, geizig», das «Senslerdeutsche Wörterbuch»: *päägghäärig* «widerborstig», aber auch «hartherzig, gefühllos» oder «frech, ungehobelt».

Pfemmet

In einer Zürcher Quelle von 1771 lese ich: «Das Pfemmet für eine Person und für einen Tag, sich satt zu essen, ist um die Hälfte zu geringe.» Hier ist mit *Pfemmet* eindeutig «Menge, Portion» gemeint, aber was heisst das Wort genau? *Pfemmet*, *Pfämmetli*, *Pfenner(t)*, *Pfärmet* oder *Pfäwert* ist seit dem 14. Jahrhundert oft belegt. Es ist eine zusammengezogene Form des Wortes *Pfennigwert* und bezeichnet ursprünglich das, was man für einen Pfennig bekommt. Dann bezeichnete es auch eine Ware, die man an Zahlungen statt gab. Eine Berner Rechtsquelle von 1457 verordnet z. B., dass ein Pfister (Bäcker) einen Müller nur mit Geld entlohnen dürfe und nicht mit «brott oder ander pfeningwert». Dann konnte man mit *Pfemmet* eine Ware bezeichnen, ein Brot, ein Stück Vieh oder eine preiswerte Speise. Im übertragenen Sinn brauchte man das Wort schliesslich für das, was einem zusteht, d. h. für den gewöhnlichen Anteil oder das übliche Mass. Wenn von einer Zürcherin gesagt wurde: *Si git eim nu s Pfämmetli*, hiess das «sie gibt genau, was sie muss, nicht mehr und nicht weniger».

Ds luter Wasser plääre

Vor kurzem habe ich wieder einmal im schönen Buch «Was het mù andersch wele! Erinnerungen an eine Kindheit im Oberen Sensebezirk der Zehner- und Zwanziger-Jahre» von Armin Schöni gelesen und bin über den Ausdruck *ds luter Wasser plääre* gestolpert. Als Kind hörte ich ihn noch oft, wenn erzählt wurde, dass jemand aus tiefstem Kummer herzerreissend geweint habe: *Si het ds luter Wasser plääret*. Gotthelf übersetzte den Dialektausdruck ins Hochdeutsche und brauchte ihn in seinen Romanen und Erzählungen mehrmals. Im «Bauernspiegel» schreibt er: «So sei erst gestern eine Frau bei ihr gewesen, und habe *das lautere Wasser geweint* über ihren Mann.»

Mit dem *lutere Wasser* sind natürlich die Tränen, das *Ougewasser* gemeint. Interessant ist das Wort *plääre*, hochdeutsch *plärren*, das wie altes niederländisches *bleren* «blöcken» lautmalerisch ist. Ursprünglich wurde es, wie *plarren*, für Tiere gebraucht und meinte «kläglich schreien oder brüllen». Im Jahr 1687 schreibt ein Geistlicher über die Tiere, denen wegen der Sintflut der Tod droht: «Jetzt geht das rechte Plären an von grob und wilden Tieren, die sich [...] annoch wollten salvieren (retten).» Dann wird es gebraucht für Menschen, die das Brüllen und Rufen von Tieren nachahmen. Im Dornacherlied von 1499 heisst es: «Die landsknecht täten länger schlön, täten gross übermuet anfon mit lüen, mugen, reren und plären; das plären tet man in vertriben.» Die Landsknechte hauten und stachen also nicht nur, sie foppten den Feind auch mit Tiergeschrei. Grölende Betrunkene *plääre* ebenfalls.

Schliesslich wurde das Wort gebraucht für das laute ungehemmte Weinen und Heulen. Zuerst durchaus in einem abwertenden Sinn, z. B. wenn man sagte, *das Meitli plääret win es Chalb*. Die abwertende Nebenbedeutung schwächte sich mit der Zeit ab und *plääre* meinte nur noch «stark und herzerreissend weinen» wie bei jener Figur in einem Gotthelf-Roman, die sagt: «Anfangs han-i pläret, dass es mir den Kopf fast oben ab gesprengt.» Oder wie in jenem Mundarttext, in dem eine Frau eine andere, die ihren Mann beerdigt, mit den Worten tröstet: «Pläärit doch niid, keni Ching u sövli riich, e gfeligere Hung weder Diir gits nid grad.»

Die *Blarer* sind übrigens ein altes St. Galler Bürgergeschlecht. Vom Hauptstamm der *Blarer* spalteten sich im 14. Jahrhundert die *Blarer von Wartensee* ab, deren Wappentier ein *Blarer* ist, ein krähender Hahn. Er ziert das Schloss von Porrentruy, weil Jakob Christoph Blarer von Wartensee Fürstbischof des Bistums Basel war und nach seiner Vertreibung aus Basel in Porrentruy residierte. Dort habe ich als Kind den *blarenden* Hahn angestaunt.

poschte (s. Komissioone mache)

proscht

Proscht, hochdeutsch *prost*, ist eine Kurzform, die sich ab dem 18. Jahrhundert für *prosit* durchzusetzen begann. Die Vollform *prosit* ist im 16. Jahrhundert aus dem Lateinischen ins Deutsche entlehnt worden. Lateinisch *prosit* heisst "es möge nützlich sein"; es ist der Konjunktiv Präsens des Verbs *prodesse*.

Bis ins 19. Jahrhundert war *prosit* oder *prost* ein Zuruf, mit dem man Glück wünschte, sei es beim Niesen oder am Anfang bzw. am Schluss einer Mahlzeit: *pros(it) Mahlzeit*. In Schillers «Wallenstein» sagt Götz zu Tiefenbach: «Herr Bruder, prosit Mahlzeit!». Und Tiefenbach antwortet: «Das war ein königliches Mahl!» Heute braucht man *prost Mahlzeit* nur noch ironisch als Ausdruck der Skepsis oder Verärgerung.

Proscht ist sozusagen aus der gutbürgerlichen Welt in die einfachen Häuser gekommen. Als Kind hörte ich dort eher *Gsundheit, es söll gälte* oder *zum Wool!*

Rabedatzbröckli

Stellen Sie sich vor, dass sie an eine vornehme Tafel zum Mittag- oder Nachtessen eingeladen sind. Weil Sie den Gastgebern zeigen wollen, dass Sie nicht gierig sind und dass Sie mit dem, was auf dem Teller ist, nicht noch gleich den Teller mitessen, lassen Sie auf dem Teller einen ganz kleinen Rest zurück. Diesem Rest sagte man in der traditionellen Mundart *Rabidaz-* bzw. *Rabedatzbröckli* oder *-möckli*. Sie lassen diesen kleinen Rest stehen, weil er Ihren Anstand zeigt und damit Ihr Ansehen festigt. Dem Ansehen konnte man in der älteren Sprache *Reputaz* sagen. *Reputaz* ist ein Lehnwort, das auf lateinisch *reputatio* zurückgeht und auf französisch *réputation*. In einer Chronik aus dem Jahr 1581 heisst es vom Deutschen Reich, es habe alle anderen Reiche «in Wirden und Reputatz», also an Würde und Ansehen, übertroffen.

Dr Rank finde

Im Roman «Martin Salander» von Gottfried Keller sagt der Erzähler, er wolle für die Heimat im Stillen einstehen in Zeiten, «wo es notwendig werden könnte mit einzustehen und den Rank

finden zu helfen». Die Redensart *dr Rank finde* «mit etwas zurechtkommen, ein bestimmtes Problem lösen, sich zu helfen wissen» ist in den Mundarten gut belegt. Wir finden sie z. B. im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *de Rank finde* «sich zu helfen wissen», im «Baseldeutsch-Wörterbuch»: *der Rangg finde* «mit etwas zurechtkommen, fertig werden», im «Brienerdeutschen Wörterbuch»: *de Rank finden* «eine Lösung finden, zurechtkommen» und im Obwaldner Mundart-Wörterbuch»: *der Rank gfindä* «eine Lösung, einen Ausweg finden, zurechtkommen». Das Duden-Buch «Redensarten» bezeichnet *den Rank finden* als schweizerisch.

Rank ist ein altes Wort mit der Bedeutung «Krümmung, Biegung, Wendung». Die Redensart meint also, dass jemand die Krümmung oder Biegung erwischt hat, die ihn von jenem Weg abbringt, der ins Unglück führt. Oder er hat einer Sache, die nicht gut stand, eine glückliche Wendung gegeben. Verwandt ist die Redensart z. *Rank choo* «zurechtkommen» und moderneres *die Kurve kriegen* «etwas erreichen, schaffen, nicht scheitern».

Die Redensart *den* oder *einen Rank finden* ist bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts belegt. In einer Schrift von 1627 fragt der Jesuit Heinrich Lamparter: «Waz hat er aber jetzt da für ein ranck gefunden?» Und 1692 schreibt der Schweizer Jakob Meyer: «Er kann allwegen einen Rank finden.» Bis heute wird *den Rank finden* im Hochdeutschen vor allem in der Schweiz häufig verwendet. Im Jahr 1925 schreibt Anny Bodmer an Hermann Hesse: «Mir scheint diese Dr. Lang habe den Rank gefunden.» Und 2017 lesen wir im Buch «Machtwille und Menschenwürde» von Konrad Falke: «...auch die Kirche würde zuletzt den Rank gefunden haben...»

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass die Redensart *jemandem den Rang ablaufen* «jemanden übertreffen, jemandem zuvorkommen» eine Umdeutung ist. Sie hiess ursprünglich *jemandem den Rank ablaufen*. So ist sie seit dem 16. Jahrhundert belegt, z. B. in einem Text von 1628: «was du unsern Geistlichen [...] für einen Ranck abgelauffen»; sie ging ursprünglich von dem Bild aus, dass jemand die Wegbiegung abschneidet und eine Abkürzung nimmt.

Ratiin, Ratiine

In einer Zürcher Quelle aus dem Jahr 1766 ist von einem Mann die Rede, der «einen blau radinen Rock» trägt, in einer aus dem Jahr 1786 von einem mit einer «blauen ratinenen Schlutte»; ein Basler trägt laut einer Quelle von 1780 «einen rateinigen Rock und schwarze Lederhosen». Vom oft blauen Rockstoff, der in der Mundart *Ratiin* oder *Ratiine* genannt wird und im Hochdeutschen *Ratin*, heisst es 1764: «In Glarus wird auch viel bewährte Ratinen gewürket und im Blauen gefärbt.»

Ratin war also im 18. Jahrhundert weit verbreitet, denn er kommt auch in Jacob Marpergers «Wohlunterrichtetem Kauffmanns-Jung» von 1717 vor. Laut diesem Buch ist es die Pflicht des Kaufmannsjungen, die Auslage auszuwechseln, um Kunden anzulocken, «bald einen reichen Seiden-Stoff / bald einen Droguet, Ratin, gold- und silberne Spitzen / Point d'Espagne, feine seidene Strümpf / oder sonst andere Galanterien» auszuhängen.

Ratin ist ein Wolltuch, das in verschiedenen Ausführungen und Qualitäten geliefert wurde. Heinrich Kessels «Technologische Terminologie» von 1864 bezeichnet Ratin als ein «ehemals gebräuchlicher tuchartiger Wollenstoff, bei welchem das nicht nach dem Strich gelegte Haar in

zahllose kleine Knöpfchen oder Zöpfchen zusammengedreht war.» Es war also ziemlich wärschaftes, raues, widerstandsfähiges Zeug, das im 19. Jahrhundert bereits aus der Mode kam.

Das Wort *Ratin* ist entlehnt aus französisch *ratine* «dicker, warmer Wollstoff», das seit dem 13. Jahrhundert belegt ist. Die Bezeichnung kommt daher, dass der Stoff dem Prozess der *ratinage* unterworfen wurde, bei welchem die Oberflächenhaare zu Knöpfchen zusammengerollt wurden.

Der bei Marperger erwähnte *Droguet* ist auch ein Wollstoff, der in alten Schweizer Quellen meist *Troquett* oder *Troget* genannt wird. In einer Berner Quelle von 1788 heisst es: «Gestohlen wurde ein Kittel von Troget, sey braun.»

Rettiker

Die Bezeichnung *Rettiker* oder *de frässed Ettiker* für "Heiss hunger" ist im «Schweizerischen Idiotikon» für einige Mundarten belegt. Sie hat einen interessanten Hintergrund.

Ettiker, Rettiker, Rettiger, Ettig, Ettich war ursprünglich in vielen Mundarten eine Bezeichnung für die Schwindsucht oder das Lungenfieber. Im «Idiotikon» lesen wir: «Eine Krankheit, die sich durch unnatürlichen Appetit und Fresssucht äussert. Man unterschied *de frässed Rettiker* und *de turschted Rettiker*.»

Ab dem 16. Jahrhundert überträgt man die Bezeichnung *Rettiker, Rettikum, Ettig* u. ä. von der Krankheit, die Heiss hunger macht, auf den Heiss hunger bzw. den Heiss hungerigen. Griechisch-lateinisch heisst die Krankheit *hectica* oder *ectica*. Durch eine Lautangleichung wird aus *ectica ettica*, deshalb heisst sie auf Italienisch *febbre etica* und auf Französisch *fièvre étique*. Und aus *étique* wurde in unseren Mundarten *Ettig, Ettik, Ettiker* und *Rettiker*.

Ruuchbroot

Ruuchbroot ist «raues Brot», weil es aus *Ruuchmääl*, d. h. «rauem Mehl», gemacht wird. Bis ins 17. Jahrhundert schrieb man ausschliesslich *rûches Brot* und *wîsses Brot*. Das *rûche* war für die einfachen Leute, das *wîsse* für die Herrenleute. So schreibt der Basler Autor Pamphilus Gengenbach in seinem «Pfaffenspiegel» von 1522, er sei «in einem armen huss, in einem pürischen hüttlin» geboren worden, habe dort «kaum mit hirss und ruchem brot den bellenden buch» sättigen können, deshalb gelüste es ihn jetzt immer nach «symmel määl (Semmelmehl) und honig». Eine Küchenordnung des 15. Jahrhunderts mahnt: «Der pfister soll das Brot in aim wesen behalten, jetz nit ruch und noch richer (d. h. rücher), denn nit wiss und noch wissner.» *Pfister* ist eine alte Bezeichnung für «Bäcker», entlehnt aus lateinisch *pistor*. Das Brot musste also damals von gleichbleibender Qualität sein.

Bereits im 17. Jahrhundert schreibt man auch *rauches Brot*. In seiner «Helvatia sancta» schrieb der Geistliche Heinrich Murer in der Kartause Ittingen von einem Heiligen, der nur «Wasser und schwarzes rauches Brot» ass. *Rauch* heisst es, weil im Übergang zum Neuhochdeutschen aus dem langen *û*, den wir in unseren Dialekten beibehalten haben, ein *au* wurde. Aus *rauch* wurde *rauh*, in der neuen Schreibung *rau*. Das *Rauchbrot*, von dem noch in einem Text von 1898 die Rede ist, hat also nichts mit Rauch zu tun.

Sä

Erinnern Sie sich noch an das Wort *sä* oder *se*? An Dialoge wie: *Gisch mer ds Sauz übere? – Sä daa!* Und fällt Ihnen auch auf, dass man dieses früher alltägliche Wort kaum noch braucht und hört? Warum, ist es heute pfui oder angegraut?

Über *sä, se* hat es einen langen Artikel im siebten Band des «Schweizerischen Idiotikons» (www.idiotikon.ch). Dort lesen wir, *sä, se* sei erstens ein Ausrufewort «zur Erregung der Aufmerksamkeit» mit der Bedeutung «hee, pass uuf!» in Sätzen wie: *Sä, du Tschaupi, du trappisch mer uf d Hüennerouge* u *Sä, wo brönnts!* Oder mit der Bedeutung «la gsee, chumm» in Sätzen wie: *Sä, trink doch oo* oder *Sä, los nöijis*.

Zweitens heisst *sä, se* «*daa, nimm*» und begleitet das Geben. Wie bei *tiens* und *tenez* im Französischen gab es da auch die alte Höflichkeitsform *sänd* oder *sät*. *Sänd, das isch üüwers* oder *Sät, da heit dr non es Trinkgäutli*.

Diesem Wort begegnet man bereits im Gotischen, einer germanischen Sprache, die vor Hunderten von Jahren ausgestorben ist. Es ist also uralt. Bereits im Althochdeutschen lehnte man *sä, se* an das Wort *sehen* an; deshalb gibt es für *sä, se* die hochdeutsche Übersetzung *lass sehen*. *Sä, se* hat aber weder mit *sehen* noch mit *saisir* zu tun. Es ist ein eigenes Wort, besser gesagt: Es war ein eigenes Wort, weil wir es nicht mehr brauchen.

Schmulitzen

Am 15. März 2017 schrieb Evelyn Pschak in der «Süddeutschen Zeitung» unter dem Titel «Schmulitzen mit Dame» über einen Besuch bei Caroline de Wurstemberger in Mont-sur-Rolle, wo sie Swiss Tavolata (www.swisstavolata.ch) kennenlernte. Am Anfang des Artikels behauptet sie:

«Es ist ein gemütliches, ach, gemütvolltes Wort: Mit «Schmultz!» bekräftigt der Schweizer seinem Gegenüber die Verbrüderung, kreuzt dabei mit ihm die zum Anstossen erhobenen Weingläser in einer Armbrezelschlaufe, woraufhin beide, in untergehakter Zugeneigtheit, ein Schlückchen nehmen und so ein «Du» entsteht, wo eben noch das «Sie» die familiäre Nähe hemmte. Oder eben, trinkt man in der frankofonen Romandie, ein «tu».»

Ein in Berlin lebender Bekannter machte mich auf den Artikel aufmerksam und fragte mich, ob ich das Wort *schmulitzen* kenne. Nein, antwortete ich, nie gehört, und eine Suche in einschlägigen Wörterbüchern führte ins Leere. Dann erst las ich den ganzen Artikel und merkte, dass Frau Pschak in der Romandie zu Besuch war. Da ahnte ich etwas. Seit dem 18. Jahrhundert kennt man in der deutschen Sprache, nicht nur in der Schweiz, den Ausdruck *Schmollis machen* mit der Bedeutung «Brüderschaft trinken» oder eben «Duzis machen». Dieser Ausdruck wurde von den Romands ins Französische entlehnt und übersetzt zu *faire Schmollits*. Das berichtete der Sprachwissenschaftler Ernst Tappolet bereits 1917. Heute kann man *faire Schmoltiz* im französischen Wikipedia nachschlagen und lesen: «L'expression *faire Schmoltiz* est un hélietisme qui désigne un rituel au cours duquel deux personnes décident de se tutoyer – der Ausdruck *faire Schmoltiz* ist ein Helvetismus der ein Ritual bezeichnet, bei dem zwei Personen entscheiden, sich zu duzen.»

Wie Frau Pschak dazukommt, vom Ausdruck *faire Schmoltiz* oder *faire Schmulitz* auf ein deutsches Verb *schmulitzen* zu schliessen, das die ach so gemütvollen Schweizerlein noch

gemütlicher macht, ist ihr Geheimnis. Das deutsche «Gegenstück» zu *faire Schmolitz* ist *Schmollis machen*, das in der deutschen Studentensprache entstanden ist. Heinrich Heine schrieb:

«da flucht' ich den Weibern und reichen Halunken, / und mischte mir Teufelskraut in den Wein, / und hab' mit dem Tode Schmollis getrunken, / der sprach: Fiduzit, ich heisse Freund Hein!»

schmüürzele

Das Wort *schmüürzele* ist mit der Endung *-ele* abgeleitet vom Verb *schmuurze* oder *schmüürze*. Wir können in unseren Mundarten sozusagen jedes Verb mit *-ele* verkleinern: z. B. *louffe/löiffele*, *gränne/grännele*, *schaffe/schäffele* und *suuffe / süüffele*. *Schmüürzele* hat zwei Bedeutungen:

1. Wie das «Schweizerische Idiotikon» schreibt: «Nach Angebranntem, Verbranntem riechen, so beim Kochen, zum Beispiel wenn Speisen mit zu wenig Fett bereitet werden, von verbrannten Haaren, Knochen, Stoffen und dergleichen, von Russ, einem überheizten Ofen, einer Brandstätte.» Ich kann demnach sagen: *Was schmüürzelet esoo i dr Chuchi?* oder *Es het im ganze Taau ume gschmüürzelet, wo ds Huus isch verbrönnt.*

2. «Knausern, übermässig sparen, kargen»: Ich kann sagen: *Dä bruucht nid z schmüürzele, dä hets ja.* Der Baselbieter Dichter Jonas Breitenstein schrieb: *S Ässe guet und gwüürzt, s het dr Wirt nid gschmüürzt, nääi, er het si Sach rächt gmacht.* Ein *Schmüürzeli* ist ein Knauser, ein Geizkragen.

Das «Schweizerische Idiotikon» ist der Meinung, beide Bedeutungen könne man nur mittelbar verknüpfen. Und fährt fort: «Mit Rücksicht darauf, dass bei *schmürze* und *schmürzele* die Beziehung aufs Kochen in unsern Angaben stark hervortritt, liegt es nahe, Verallgemeinerung einer Bedeutung «mit Fett sparen» anzunehmen.» Weil es dort *schmüürzelet* «nach Angebranntem riecht», wo man mit Fett *schmüürzelet* «geizt», hat sich die Bedeutung von *schmüürzele* vom Riechen nach Angebranntem ausgedehnt aufs Sparen, wo es nicht nötig wäre.

Schnitzerli

Der Berner Autor Rudolf von Tavel erzählt im Hochdeutsch geschriebenen Roman «Heinz Tillmann» von 1919: «Sie griff mit beiden Händen in den Bohnenkorb und nahm der Mutter das Schnitzerli weg, um die Schoten beschneiden zu helfen.» *Schnitzerli* ist ein Mundartwort; so bezeichne ich bis heute in meiner Berndeutschen Mundart, was bei der Firma Victorinox *Gemüsemesser* oder *Rüstmesser* heisst. Das typische *Schnitzerli* hatte eine gerade Klinge von ungefähr acht Zentimetern Länge und einen Holzgriff. Mit dem *Schnitzerli* rüstet und schneidet man Gemüse oder Früchte; man macht damit auch Apfel- oder Birnenschnitze zum Kochen oder Dörren, daher die Bezeichnung. Manchmal schneidet man damit auch Brot, vor allem wenn man *Schnäfel* macht für eine Fleischsuppe, für Apfelrösti oder Vogelheu. In einer Erzählung des Solothurner Mundartautors Josef Reinhart gibt eine Mutter einem Bettler ein *Schnitzerli* und sagt: «Sä, hilf schnitze.» Dann heisst es: «Und er het afoh Öpfel rüste.» In der Erzählung «Der Multechratz-Mürggel» in der *Huus-Zytig* (2008) des Dändlikerhauses im emmentalischen Ranflüh lese ich. «Mir hätti nie sälber dörfe Brot abhoue, das het der Vater gmacht mit sym abgwezte Schnitzerli, won er gäng näbe sym Platz i der Wang ine Rigle het gsteckt gha. Mit däm Schnitzerli het er sicher tuusig u abertuusig Mal Brot für all syner Ching abghoue.»

Wir finden das Werkzeug im «Berndeutschen Wörterbuch»: *Schnitzer, Schnitzerli* «kleines Küchenmesser, Rüstmesser», im «Senslerdeutschen Wörterbuch»: *Schnitzer, Schnitzerli* «Küchenmesser, meist mit Holzschafft», im «Jaundeutschen Wörterbuch»: *Schnitzerli* «kleines Küchenmesser mit spitzer Klinge (meist mit Holzgriff)», im «Obwaldner Mundart-Wörterbuch»: *Schnitzerli* «kleines Rüstmesser, Küchenmesser»; im «Baselbieter Wörterbuch»: *Schnitzerli* «kleines, spitzes Rüstmesser». Das Wort war also in der Westdeuschschweiz und in der Zentralschweiz weit verbreitet. Nur im «Baseldeutsch-Wörterbuch» von Rudolf Suter finden wir das von *rüschte*, baseldeutsch *rischte* abgeleitete *Rischerli*.

Von Zürich an ostwärts finde ich in den mir zur Verfügung stehenden Mundartwörterbüchern nichts. Wie hiess dieses Küchenwerkzeug wohl im Zürichdeutschen und in den Mundarten der Ostschweiz?

Scholle Hanf

In einer Nummer der Zeitschrift «Nebelspalter» aus dem Jahr 1939 erzählt eine Anekdote, wie die Einquartierung von Soldaten für Schulkinder interessant war. Ein Soldat gibt einem Knaben «ein halbes Commisbrot» nach Hause mit den Worten: «So, chum du schmale Cheib, da häsch e Scholle Hanf; säg dim Alte, ere söll dr meh z'fresse gääh!» Heute ist der Ausdruck *e Scholle Hanf* nicht mehr allgemein verständlich; in einem Chat schreibt ein Teilnehmer: «Ha mol ghört, en Scholle Hanf isch es Stück Brot...!?!?». Aber wir finden ihn im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *en Schole Hamf* «ein grösseres Stück Brot» mit dem Vermerk «Soldatensprache», im «Schaffhauser Mundartwörterbuch»: *en Schole Hamf* «ein grosses Stück Brot» mit dem Vermerk, es sei eine «vom Militär stammende Wendung» und im «Baseldeutsch-Wörterbuch» von Rudolf Suter: *e Scholle Hamf* «ein rechtes Stück Brot» mit dem Vermerk «Schülersprache, Soldatensprache».

Der Ausdruck *e Scholle Hanf* «ein grosses Stück Brot», den bis heute viele Mundartsprecher kennen und brauchen, ist wohl aus der Soldatensprache, aber das Wort *Hanf* für «Brot» ist viel älter. Es stammt aus dem Rotwelschen, der Gaunersprache des 18. und 19. Jahrhunderts, wo es auch *Hoef, Huft* und *Oeft* heissen kann. Das Rotwelsche kennt auch den Ausdruck *Hanf spinnen* «Brot essen» und das Wort *Hanfpflanzer* «Bäcker». Laut Hansjörg Roths «Barthel und sein Most. Rotwelsch für Anfänger» (2007) ist *Hanf* «Brot» abgeleitet von jiddisch/hebräisch *ofé* «Bäcker» und hebräisch *afá* «er hat gebacken».

Das Wort *Scholle* oder *Tscholle* hat in vielen Mundart neben der Bedeutung «Erdscholle» die Bedeutung «Klumpen, Stück, Brocken». Man kann sagen *e Scholle Schmalz, e Scholle Zegger, e Scholle Broot* oder *en wackere Tscholle Gold*.

Schwerenöter

Vor kurzem wurde ich gefragt, was das Wort *Schwerenöter* genau meine und woher es eigentlich komme. Das Wort, eine Ableitung von *Schwerenot*, älter *schwere Not*, hat eine seltsame Geschichte. Als *schwere Noth* oder *Schwerenoth* bezeichnete man seit dem 16. Jahrhundert die Epilepsie, die auch Fallsucht genannt wurde. Dafür gibt es viele Belege. Ein medizinisches Buch von 1679 berichtet von einem Leiden und erklärt, «es war die rechte schwere Noth / denn er schlug mit den Armen von sich / und biss ihm (sich) die Zunge offters dass sie blutete». Johann Heinrich Zedler verweist in seinem «Grossen vollständigen Universal-Lexicon» (1731–1754)

unter dem Stichwort «schwere Noth» auf Epilepsie. In einem preussischen Rekrutierungsreglement aus dem 18. Jahrhundert lese ich: «Schwere Nöther, Schwindsüchtige, Faulfüssige...soll man laufen lassen.» Weil der Schwerenöter vor dem Schwindsüchtigen kommt, muss ich annehmen, dass hiermit ein Epileptiker gemeint ist. Im 4. Band des «Deutschen Sprichwörter-Lexikons» von Wander von 1876 lese ich: «Schwerenöther ist ein leichteres Scheltwort, während es, genau genommen, nur einem Bösewicht zukäme, dem man die Schwerenoth (Epilepsie) anwünschen möchte.» Auf die Epilepsie bezieht sich auch das Kraftwort *Schwerenot* oder *Schockschwerenot*. Später bezeichnete *Schwerenot* auch andere Krankheiten, bei Zedler z. B. die *schwere Noth der Kinder bei den Pocken* und die *schwere Noth bei Miltzbeschwerung*.

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bezeichnet *Schwerenöter* aber nicht mehr einen an Epilepsie Leidenden, sondern einen durchtriebenen Menschen, eigentlich einen, dem man die schwere Not anwünscht. Deshalb definiert ein «Orthographisches Wörterbuch» von 1913: «der Schwerenöter, gewandter Bursche». In einer Erzählung von 1832 wird der Dichter Ferdinand Freiligrath ein «Tausend-Schwerenöther» genannt. Damit ist einer gemeint, der sich in jeder Situation zurechtfindet. Der dreibändige Duden «Die deutsche Sprache» von 2014 definiert «Schwerenöter» so: «Mann, der durch seinen Charme und eine gewisse Durchtriebenheit Eindruck zu machen und sich etwas zu verschaffen versteht.» Ab der Mitte des 19. Jahrhundert wurde dann diese Bedeutung von *Schwerenöter* zuweilen auch eingeeengt zu «einer, der sich um Frauen bemüht», vielleicht weil es bei besser gestellten Frauen zum guten Ton gehörte, bei starker Erregung zu fallen.

Spanisch Bröttli

Laut einem Buch von 1749 macht man Spanisch Brot so: «Nimm sieben frische Eyer, zerklopfe sie wol, und thue darzu drey Viering des schönsten durchgeseibten Zuckers, rühre einen Löffel voll nach dem andern hinein, dass es ohngefähr drey Viertheil Stunde gerühret wird: Rühre ferner drey Viering des besten Meels, auch einen Löffel voll nach dem andern hinein, dass es einen glatten Taig giebt. Hiervon kanst du Plätzlein machen: Solche Plätzgen werden Löffel-Weise auf ein mit Butter geschmiertes Papier gelegt, und geschwind gebacken. Wer will, kann auch Citronen-Schalen einmischen, nach Belieben. Oder Bisam, so zuvor in einem Löffel Brandwein aufgelöset, und zerrieben worden ist.»

Spanisch Brot ist also ein Zuckergebäck, das auch mit Zitronenschalen und Bisam gewürzt sein kann. Bisam ist laut dem «Frauenzimmer-Lexicon» von 1715 eine «dunckel-graue und lieblich riechende Materie, die von einem Ost-Indianischen Thier, welches wie ein Reh aussehen soll, herkommt.» Bisam ist also Moschus, ein Stoff, der ursprünglich dem Moschusbeutel des männlichen Moschustiers entnommen wurde.

Solche oder ähnliche *Spanisch Bröttli* wurden um 1850 jeden Tag mit der Bahn von Baden nach Zürich gebracht. Deshalb sagte man der Bahn *Spanischbröttlibaan*. Sie wurde am 9. August 1847 eröffnet und kam bereits 1853 zur Nordostbahn. *Spanisch Bröttli* waren als süsse Schleckerei sehr beliebt und bereits 1701 schrieb ein Zürcher Mandat für Zunftessen vor, «dass bei dem Voessen alle und jede Durten, Spanische Bröttli und Züngli gänzlich unterlassen werden». Aber schon im 17. Jahrhundert war das Spanisch Brot bekannt, denn Jakob Christoffel von Grimmelshausen rühmt in seinem Roman «Simpizissimus»:

«Vornemblich schlugen mir die mägen von allerhand geflügel, die morcheln und die kleinen partickel vom spanischen brod trefflich wol zu, welches ich an statt dess gemeinen brods brauchte.»

Die *Spanisch Bröötli* hiessen wohl so, weil sie meistens mit Würzstoffen aus fremden Ländern hergestellt wurden. *Spanisch* meint demnach einfach «fremd, fremdartig».

Spezereilade

Im «Zürcherischen Wochen-Blatt» vom 17. Juli 1837 inseriert der «Spezereiladen zur weissen Lilie an der Postgass» in Zürich. Der bekannte «Schwarzenbach» im Zürcher Oberdorf begann 1864 mit der Eröffnung eines Spezereiladens in St. Gallen. Noch in den 1950er Jahren ging meine Mutter in Spezereiläden einkaufen. Heute ist die Bezeichnung *Spezereilade* oder *Spezereilädeli* aus unserem Wortschatz verschwunden. In der *Spezerei* oder dem *Spezereilade* kaufte man Lebensmittel aller Art, wie Teigwaren, Reis, Kaffee, Zucker, Salz und Gewürze. Man bezeichnete solche Geschäfte auch als *Koloniaalwaarelade*, also mit einem Wort, das ebenfalls aus unserem Wortschatz verschwunden ist. In Frankreich ist *épicerie* hingegen heute noch in Gebrauch.

Ursprünglich war die *Spezerei* ein Gewürzladen oder eine Apotheke, denn das Wort *Spezerei* «Gewürzwaren» ist im Mittelalter aus italienisch *specierie* entlehnt worden. *Specierie* ist die Mehrzahlform zu *specieria* «Gewürzhandel», einem Wort aus dem Lateinischen des Mittelalters, das auf lateinisches *speciēs* «Art» zurückgeht. Gewürze waren eben Waren verschiedener Art. Der Gewürzhändler war ein *Spezer* oder *Spezger*. Dass man denen nicht immer trauen konnte, zeigt die überarbeitete «Landesordnung der fürstlichen Grafschaft Tirol» aus dem Jahr 1574. Dort lesen wir:

«Und nach dem auch auf die Märckt / und zu anndern zeiten des Jars / durch Kaufleut / Spetzger / Sophoyer (Savoyer) und ander Landfarer / vil verlegner (liegen gebliebener, alter) Spetzerey / in diss Lannd allenthalben gefürt / unnd der gemain Mann betrogen wirdt / Nämlich / Dass die Kaufleut / die Wurmlöcher (Wurmlöcher) der verlegnen (alten) Ingwer / mit Ziegelmel verstraichen / Ferben / Unnd sunst die gemain Spetzerey / in vil weg mischen / Fälschen / unnd betrüglich Zusätz gebrauchten / Und solche verlegne (alte) / gemischte / gefälschte und böse Waar / für guet / und in hohem Gelt verkauffen.»

Ähnlicher Machenschaften bezichtigte man die Spezer vielerorts, so auch in Freiburg i. Br. und Zürich. Früher musste man den Spezern auf die Finger schauen, heute den Nahrungsmittelmultis, dass ihre Produkte nicht zu viel gesundheitsschädigende Zusatzstoffe enthalten.

Stoorzenääri

Wie kommt es zum seltsamen Wort *Stoorzenääri*, das von der Sache her gesehen so gar keinen Sinn macht? Eine *Stoorze* ist ein «Strunk», z. B. eine *Chabisstoorze* ein «Kohlstrunk». Im übertragenen Sinn kann man auch einem Bein *Stoorze* sagen. Ein *Ääri* ist eine «Ähre», also der oberste Teil eines Getreidehalms. Die Lösung des Rätsels finden wir nicht über die Sache, sondern über die Sprache.

Für die Französisch Sprechenden ist die Schwarzwurzel eine *scorsonère*. Aus diesem französischen Wort machten die Berner des Seelandes, indem sie es vermundarteten, *Stoorzenääri*. Es gehört also in dieselbe Kategorie wie *Gelleretli* «(Damen)uhr», eine Vermundartung von *quelle heure est-il*, und *Gurkemääl*, eine Vermundartung von *Kurkuma*. Im Schweizerdeutschen Wörterbuch steht zwar, *Gurkemääl* sei ein Pulver aus getrockneten Gurkensamen. Aber das ist nicht richtig, wie sich anhand vieler Apothekerbücher aus dem 18. und 19. Jahrhundert belegen lässt.

Mehr über Wörter und Ausdrücke, die mit der Küche und dem Essen zu tun haben, lesen Sie in meinem Buch «Da hast du den Salat».

Uschtig, Hustage

Vor kurzem fragte mich jemand, was denn das Wort *Uschtig* genau meine, das man in vielen Volksliedern höre, z. B. im «Röseligarte»-Lied *Dr Uschtig wott choo* oder im Lied *Wenns im Uschtig z Alpe geit*.

Uschtig ist wie *Langsi* oder *Lanzig* ein traditionelles, heute veraltetes Wort für «Frühling». *Langsi* und *Lanzig* sind verwandt mit hochdeutschem *Lenz*; es ist ein aus dem Westgermanischen stammendes Wort, das im ersten Teil «lang» bedeutet und im zweiten Teil ein Element hat, das «Tag» bedeutet. Der *Langsi* bezeichnet also die Zeit der länger werdenden Tage.

Uschtig ist eine abgeschliffene Form von *Ustag*, neuer *Hustag*. Es gab sogar eine Verbform dazu. Wie ich in meinem Berndeutsch heute noch sagen kann *es herbschtelet* «es wird Herbst», konnte man früher sagen *es ustägelet* oder *es hustägelet* «es wird Frühling». «Dussen im hingeren Egge vom Garten isch no ganz es wäseligs Wälml Schnee gläge; aber vornoche, wo d'Sunne zueche möge het, het es scho fei e chli afoh hustägele», schreibt der Oberaargauer Mundartautor Jakob Käser. Beim Zürcher Jusua Maaler findet man das Wort bereits 1561 belegt: «Zuo Ausstagen / Im Früling».

Woher das Wort kommt, ist nicht ganz unbestritten. Das zeigt sich bereits bei Franz Joseph Stalder, der 1812 in seinem «Versuch eines schweizerischen Idiotikon» zwei mögliche Bedeutungserklärungen gibt:

«Frühling, oder vielmehr die Gränzscheide zwischen Frühling und Sommer, wo die alten Erdefrüchte aufgeessen, und die neuen noch nicht reif sind. Vermutlich von hinaustagen, oder wahrscheinlicher von unserm schweizerischen hausen huusen, sparen; gleichsam Tage, wo man sparen oder ökonomisch seyn soll.» In einer Erklärung des Idiotikon-Redaktors Christoph Landolt aus dem Jahr 2012 heisst es hingegen kurz und bündig, *Ustage* meine «ursprünglich <Tag, an dem der Winter aus ist> (die Interpretation als <Haustage> zeigt, dass das Wort nicht mehr verstanden wurde)». Christoph Landolt weiss selbstverständlich, dass im Mittelhochdeutschen, das heisst im Deutschen des hohen Mittelalters, nur *uztac* «Endtermin, letzter Tag» belegt ist, aber nicht **hüstac*. Man konnte vom *uztac* einer Gerichtsverhandlung sprechen, also vom letzten Tag der Verhandlung.

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob diese eindeutige Interpretation wirklich angebracht ist. Zumindest glaube ich nicht, dass *Hustage* für nicht mehr verstandenes *Ustage*, *Uschtig* steht.

Meiner Meinung nach, ist *Hustage* eher ein uminterpretiertes *Ustage*, *Uschtig*, das vielleicht doch mit *huse* «sparen» im Zusammenhang steht, obwohl auch das «Deutsche Wörterbuch» diese Deutung ablehnt. Tatsache ist, dass Menschen und Tiere früher im Übergang vom Winter zum Sommer oft Tage des Mangels durchmachen mussten. Franz Xaver Bronner mahnt 1844 im «Historisch-Geographisch-Statistischen Gemälde der Schweiz», man solle «die Esswaaren nicht sogleich im Anfange des Winters übermässig [...] vergeuden, sondern sie klüglich auch für den Frühling und Vorsommer (die *Hustage*) [...] sparen, damit keine Ankäufe von Lebensmitteln nöthig werden».

verböischtig

In unseren Dialekten gibt es Wörter, denen man vor lauter Lautveränderungen ihre ursprüngliche Lautgestalt nicht mehr ansieht. *Verböischtig* ist ein solches Wort. Wir können es auch kaum mehr in einen weiteren Zusammenhang einordnen, weil seine hochdeutsche Entsprechung *verbünstig* ausgestorben ist. Im 16. und 17. Jahrhundert war das Wort gängig; wir lesen in dieser Zeit vom Adler, dass er „freigäb und gar nit verbünstig“ sei, und vom Gift „schnöder, verbünstiger Zungen“.

Das Wort *verbünstig* im Sinne von „missgünstig, neidisch“ hat sich in unseren Dialekten in den Formen *verböischtig*, *verbüüschtig*, *verbööschtig* und *verbuuschtig* bis heute gehalten. Es ist eine Adjektivableitung auf *-ig* vom Substantiv *Verbunst*, das in unseren Dialekten in den Formen *Verbouscht* und *Verbuuscht* nur noch selten vorkommt. Im 18. Jahrhundert liest man von „Verbunst und Hass“, von „Neid und Verbunst“, von „grossem Misstrauen und Verbunst“ und noch im 19. Jahrhundert behauptet Eisi in einem Roman von Jeremias Gotthelf, man wolle sie aus „verfluchtem Verbunst“ plagen, wobei es mal *der Verbunst*, mal *die Verbunst* hiess.

Verbunst ist ein Wort mit zwei Vorsilben: *Ver-b(e)-unst*. *Unst* ist derselbe Wortstamm, der im Wort *Gunst* vorkommt, denn auch *Gunst* ist eine Wortbildung mit Vorsilbe, nämlich *G(e)-unst*. Das Substantiv *Gunst* ist aus dem Wort *gönnen* abgeleitet, das im Althochdeutsch des frühen Mittelalters *giunnan* oder einfach *unnan* „gönnen“ lautete. Aus *gunnen* wurde also *Gunst* und aus diesem *günstig* wie aus *verbunnen* oder *verbünnen* *Verbunst* und aus diesem *verbünstig*. Das Verb *verbunnen* ist in unseren Dialekten nur schwach belegt, aber Zwingli brauchte es und schrieb „er verbünnet mir die Ehr“ und „sy verbunnend es allen Brüdern“.

Ein letzter Lautwandel bleibt zu klären, denn wir sind ja nicht von den Formen *Verbunst* und *verbünstig* ausgegangen, sondern von *Verbouscht* und *verböischtig* bzw. *Verbuuscht* und *verbüüschtig*. Wenn in unseren Dialekten auf einen Nasal wie m und n eine Reibelaut wie f und s folgt, tritt oft das Staubsche Gesetz in Kraft: der Nasal n wird getilgt und der kurze Vokal vor dem Nasal wird lang oder zu einem Zweilaut. Deshalb wird aus *Zins* *Ziis* oder *Zeis*, aus *finster* *füschter* oder *feischter*, aus *fünf* *füüf* oder *föif*, aus *Hanf* *Haaf* oder *Hauf* und aus *verbünstig* eben *verbüüschtig* oder *verböischtig*.

Ausgehend vom Verb *gunne*, *gönne* gibt es auch *vergunne* und davon abgeleitet *Verguuscht* und *vergüüschtig* bzw. *Vergouscht* und *vergöischtig*. Weshalb sich neben diesen Formen die gleichbedeutenden *Verbuuscht*, *verbüüschtig* bzw. *Verbouscht*, *verböischtig* entwickelten, ist nicht klar, denn das Verb **bunnen* gibt es nicht.

wirtshüsele

Peter Lerch veröffentlichte 2014 mit «Brägu mit Peekli – Anekdoten aus dem Emmental» eine wunderbare Sammlung von Erinnerungen an seine Kindheit in Heimiswil. Er lässt, obwohl das Buch hochdeutsch geschrieben ist, nicht nur die Emmentaler Dorfwelt, sondern auch ihre Sprache wiederaufleben, denn das Buch ist getränkt mit berndeutschen Wörtern. Am Schluss hat er eine Liste mit Mundart-Verben angehängt. Doch Peter Lerch hat weitergesammelt und mir vor wenigen Tagen die erweiterte Liste mit 868 Verben zugesandt.

Da ist mir das Verb *wirtshüesele* aufgefallen, weil es zeigt, wie wir in unserer Sprache ständig neue Wörter machen. Das Wort *Wirtshuus* ist seit dem 15. Jahrhundert im Schweizer Wortschatz. In der zu Beginn des 15. Jahrhunderts verfassten «Reimchronik des Appenzellerkrieges» wird erzählt, wie die Kriegsleute des Stifts gefangene Appenzeller «in das Wirtshus» führten. Das Wort entwickelte sich aus dem Ausdruck *wirtes hûs* aus dem Mittelhochdeutschen des 14. Jahrhunderts.

Von *Wirtshuus* wurde das Verb *wirtshuse* abgeleitet mit der Bedeutung «jemanden im Wirtshaus gastfrei halten», z. B.: «Ein Meitschi hielt sich von einem Bauernsohn nie für recht gewirtshauset, wenn nicht vom verschütteten Wein sein Fürtuch am Abend ganz nass war.» Das schreibt der Burgdorfer Erzähler Hans Nydegger 1885. Aus *wirtshuse* wurde mit der Ableitungssilbe *-ele* die Verkleinerungsform *wirtshüesele* gebildet, welche zwei Bedeutungen hatte, nämlich «oft und viel in Wirtshäusern verkehren». So versteht sie Peter Lerch; er schreibt: *wirtshüesele* «um die Häuser ziehen, oft einkehren». Der Emmentaler Autor Simon Gfeller brauchte das Wort *wirtshüesele* gern, z. B. in «Landbärner»: «I settigne Biziehigen ischt ihm der Meischer scharpf uf de Haxe ghocket, ou a 's Wirtshüesele u Bierle isch nid gsi z'däiche, Gäld hät Fritz jo ou nid gha derfür.» Und in «Eichbüehlersch»: «Für Käthelin es grüüsligs Härzeleid! 's deheim Treiche het es no meh gschoche weder'sch Wirtshüesele.» Carl Albert Loosli braucht in «Wi's öppe geit!» von 1921 den Ausdruck *er het öppe gwirtshüeselet*. Auch im «Freiburger Volkskalender» von 1990 finden wir das Wort noch. In der Erzählung «Vom aute Chessler Gyoth» schreibt Hans Lehmann: «Jetz tuesch de i Zuekumpft chlei weniger wirtshüesele u mit dyne Schnapskollege i dr Wäut dasume vagante.»

Wirtshüesele meint aber auch «von Wein dünsten, nach dem Tabaksqualm der Wirtschaften riechen», wie *seikele* «nach Urin riechen», *tubäkele* «nach (schlechtem) Tabak riechen», *schnäpsele* «nach Branntwein riechen», *möschtele* «nach (saurem) Most riechen», *rächele* «ranzig riechen», *spitäälele* «nach Spital riechen», *töötele* «nach Tod riechen», *chnoblöichele* «nach Knoblauch riechen», *haarzele* «nach Harz riechen», *süürele* «säuerlich riechen (von Suppe, Milch, Wein, Most)», *milchele* «nach Milch riechen (z. B. von einem Kleinkind)» usw. Das «Berndeutsche Wörterbuch», das jetzt in der 10. Auflage wieder zu haben ist, führt neben *wirtshüesele* «nach Wirtshaus riechen, viel im Wirtshaus sitzen und trinken» auch den *Wirtshüeseler* «Wirtshaus-Dauergast, Trinker» auf. Hermann Roth schreibt in «Mönsche wi mir» von 1942: ««Uuuh! Dühr wirtshüeselet!» «Jä, soll i öppe vo Veieli schmöcke, wenn i vom Jasse chume?»»